Mennonitische Rundschau.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

22. Jahrgang. 23. Oktober 1901. No. 43.

Aus Mennonitischen Kreisen

Für die Mennonitische Rundschau.

Einige Gedanken über die Wassertaufe.

(Aus Taurien, Rußland.)

Einige Aufsätze und Briefe in der „Rundschau" haben Schreiber dieses veranlaßt, auch eine Ansicht über die Wassertaufe zur Prüfung mitzuteilen.

Darin werden sich alle Gläubigen einig sein, daß die sozusagen innere Einheit der Taufe in der Taufe mit dem Hl. Geist besteht, die der eine Herr selbst auf den einen Glauben an ihn vollzieht. (Matth. 3, 11; Joh. 1, 33; Apstg. 1, 5.) Die äußere Wassertaufe anbelangend, werden alle darin einig sein, daß sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Hl. Geistes — auf den Namen Jesu geschehe. Auch darin werden alle einig sein, daß es beim Taufen mit oder im Wasser nicht die Reinigung des Leibes gilt, sondern die Besiegelung des Bundes eines guten Gewissens mit Gott. (Röm. 4, 11; Kol. 2, 11. 12; 1. Pet. 3, 21.) Aber in der Art und Weise, wie das Wasser mit dem Leibe des Täuflings in Berührung gebracht werden solle, um als eine schriftmäßige vor Gott zu gelten, gehen die Gläubigen schon auseinander. Nicht allein Schriftstellen werden verschieden ausgelegt, sondern auch noch menschliche Sinnbilder zum Beweise der Schriftmäßigkeit hinzugezogen.

Zu näherer Verständigung meiner Ansicht will ich nur die zwei, unter uns meistvertretenen Auslegungen kurz vor Augen führen. Die einen erklären, das Untertauchen sei als Sinnbild des Begrabens mit Christus erforderlich und das Kennzeichen der schriftmäßigen Wassertaufe, hauptsächlich auf Röm. 6, 3. 4; Kol. 2, 12 sich gründend. Daneben berufen sie sich auf den Sinn des Wortes „Taufe" in der Ursprache; ferner auf das viele Wasser an Tauforten sowie auch auf Vorbilder gläubiger Täufer in der Geschichte. Die andern dagegen erklären, daß das Wasser bei der Taufe, als Sinnbild des Siegels bezw. Versiegelung des Bundes eines guten Gewissens mit Gott, nur mit dem Haupt des Täuflings in Berührung zu bringen sei. (Kol. 2, 11. 12; 1. Pet. 3, 21.) Uebrigens wenden sie dieselben Bibelstellen, worauf die Untertaucher das Sinnbild der Begrabung gründen, auch an, aber in anderer Auslegung. Der Täufling wird samt ihm (Jesus) zu gleichem Tode gepflanzt (Röm. 6, 5), daß der alte Mensch schon mit ihm gekreuzigt ist (V. 6); daß er mit ihm gestorben (V. 8) und dadurch gerechtfertigt ist von der Sünde (V. 7); daß er mit ihm begraben (V. 4) und auferweckt sei. Mithin sei die Begrabung mit Christus schon eine Folge (so sind wir ja mit ihm begraben) der Einpflanzung in ihm zu gleichem Tode, durch die Taufe in den Tod (siehe auch Kol. 2, 12), wie Paulus das Begraben in V. 4 in den folgenden Versen näher erklärt. Daneben berufen sie sich auf die Wortformen in der Ursprache, die nicht Untertauchen bedeuten; ferner auf das wenige Wasser an Tauforten sowie auf Vorbilder gläubiger Täufer in der Geschichte.

In einer Gemeinde schöpft der Täufer — that es wenigstens früher — das Taufwasser mit den Händen aus einem Waschbecken, welches ihm der Diener — ein Handtuch über dem Arme hängend — darbietet. Diese Taufweise lenkt die Gedanken auf ein drittes Sinnbild, nämlich die Waschung. — Die verschiedene Bedeutung des Wassers und Waschens, wie sie in der Schrift vorkommt, zu besprechen, würde uns hier zu weit führen. Die Reinigung des inwendigen Menschen geschieht nur durchs Blut. Auch die Kleider der Heiligen werden im Blute des Lammes gewaschen. (Ebr. 9, 22; Offb. 7, 14.)

Mit der Bedeutung des lebendigen Wassers (Joh. 7, 27. 28), besonders in den Weissagungen, haben wir es hier ebenfalls nicht zu thun. Aber in Ebr. 10, 22 möchte das „gewaschen am Leibe" mit reinem (durch Gebet und Wort geheiligtem?) Wasser auf die Wassertaufe zu beziehen sein. In Apstg. 22, 16 ist die äußerliche Wassertaufe mit dem inwendigen Abwaschen der Sünde in Verbindung gebracht. Auch auf ein Vorbild wäre hinzuweisen. Zur Einweihung Aarons und seiner Söhne ins Priestertum mußte Moses sie vor der Thür der Stiftshütte mit Wasser waschen. Durch die neubundliche Taufe in den Tod Christi (Christus anziehen Gal. 3, 2) werden die Täuflinge in den Leib Christi, welches ist die Gemeinde, eingepflanzt und damit auch zum Priestertum geweiht. (2. Pet. 2, 5. 9.) Das Waschen als Sinnbild kann aber ebenso auf dem Trocknen mit wenig, wie in vielem Wasser stehend, geschehen.

Nehmen wir nun die zu Anfang erwähnte Einigkeit darin, daß die Taufe nicht die Reinigung des Leibes bedeutet, sondern den Bund eines guten Gewissens mit Gott, welcher Bund zwar auf die, im gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnis enthaltenen, Bedingungen gestiftet ist, aber doch jeder für sich zwischen sich und Gott aufrichtet: so kommen wir auf das Gebiet des Gewissens und der Erkenntnis des Täuflings selbst. Welche Taufform demnach dem Gewissen und der Erkenntnis des Täuflings entspricht, worin Gott sein Gewissen stillt, das ist für den Täufling die schriftmäßige. Sollten sich deshalb nicht alle Gläubigen darin einig sein, keinem Täufling seinen Gewissensstand und dementsprechende Erkenntnis in Bezug auf die Taufform übel zu deuten? Ebensowenig als aber dürfte der Täufling vom Täufer oder der Gemeinde für sich eine Taufform zumuten, die deren Erkenntnis zuwiderläuft. Ohne die rechtschaffene Liebe dürfte jedoch solche Einigkeit aller nicht zustande kommen, wenigstens nicht standhalten. Drum lasset uns alle streben nach der Liebe. (1. Kor. 14, 1.)

In 1. Kor. 15, 29 ist noch eine Taufweise erwähnt, die aber, so viel mir bekannt, unter uns noch gar nicht in Betracht gezogen worden ist.

Mir kam beim Schreiben der Gedanke, ob manchem Leser, der Aufsätze wie diesen und ähnliche seiner Beachtung wert hält, beim Lesen dieses und vorheriger aus derselben Feder geflossener Aufsätze, befremdend aufgefallen sein möge, warum darin nicht von den Wahrheiten der Schrift die Rede sei, während sonst doch nicht selten von Ergebnissen unterschiedlicher Auslegungen als von Schriftwahrheit geredet wird. Nun, die Schriftwahrheit in ihrer Einheit ist Jesus. Wer also ihn durch den Glauben in sich wohnend hat, der hat zweifelsohne die Wahrheit. (Joh. 14, 6. 23; Ephes. 3, 17.) Reden wir aber von der Wahrheit in ihrer Mehrheit, unterscheiden also Schriftwahrheiten, so treten wir damit in das Gebiet der Erkenntnis, des Gesetzes des Glaubens und des Gesetzes der Freiheit. Um klarzulegen, was ich unter solchen Schriftwahrheiten verstehe, würde es eines vielumfassenden Aufsatzes bedürfen, den ich meiner derzeitigen Nervenschwäche nicht zumute. Ueberdies würde auch das von mir Gesagte nicht geändert werden, vielleicht jedoch verständlicher erscheinen. Will nur als Andeutung kurz erwähnen: Nach dem Gesetz des Glaubens kann für den einen etwas Sünde sein, die ihn verdammt, was für den anderen keine Sünde ist. — Nach dem Gesetz der Freiheit, kann der eine in etwas Freiheit und Macht haben, darf es aber um des andern willen, der es nicht hat, nicht gebrauchen, sonst verfällt er dem Gericht des Gesetzes der Freiheit. Wie? sind das verschiedene Schriftwahrheiten, wovon der eine diese, der andere jene für sich vor Gott haben dürfe? Erklären doch alle Gläubigen das Schriftwort für die Richtschnur ihres Glaubens, schöpfen daraus ihre Erkenntnis. Nun, vor allem lasset uns die eine Wahrheit recht erkennen, welches der Sohn selbst ist, und in dieser Wahrheit seine Gebote halten und nach denselben einander so lieben, wie er uns geliebet hat und liebet. (Joh. 8, 31. 32. 36 und 13, 34. 35 und 14, 15. 21 und 15, 10—12.) Schriftwahrheiten, die nicht mit der That in dieser Wahrheit aufgehen, halte ich für keine Schriftwahrheiten (1. Joh. 3, 18. 19).

Vereinigte Staaten.

Kansas.

Hillsboro, 14. Oktober 1901. Werter Editor! Um einen nochmaligen kleinen Raum in der werten „Rundschau" für ein paar Liebeszeilen bittet Unterzeichneter; denn zu großem Dank stimmte uns die Mitteilung in No. 41 der „Rundschau", aus der Feder des l. Freundes Heinr. Tießen, früher Hierschau, über das Absterben des so sehr bedauerlich kranken Jakob Friesen, Sohn der Witwe Julius Friesen, Halbstadt, Rußland; denn auch wir nahmen im vorigen Jahre, bei unserem dortigen Besuche, mitleidigen Anteil, und freuen uns daher im Dankgefühl mit dem schwer geprüften Mutterherzen, daß der Gott aller Gnade auch dieses schwere Familienverhältnis durch seine Gnade geändert hat. Unser inniges und herzliches Beileid. Aus einem Freundschaftsbrief lesen wir, daß auch die Schwester der erwähnten Freundin Julius Friesen kurz zuvor gestorben ist, nämlich Witwe Wiens, Muntau.—Wir blicken oftmals unsere Stege zurück, wo wir aus- und eingegangen, und erinnern uns der Unterhaltungen mit rührender Bewegung, weil uns von so vielen so große Liebe bewiesen wurde.—Weil uns die „Rundschau" oft an unser genossenes Glück erinnert, wenn wir die Berichte lesen, die aus allen mennonitischen Ansiedelungen Rußlands erscheinen, und die Personen namhaft verzeichnet sind, mit denen wir so glückliche Tage genossen haben, so treibt es uns dringend, wieder den offenen Weg, durch die „Rundschau", zu nehmen, um allen zugleich, mit denen wir uns trafen, einen herzlichen Gruß und im Geiste einen Kuß zu reichen. Von manchem haben wir gelesen, dann und dann gestorben; und auch von uns wird es über kurz berichtet werden, daher die nötigste aller Notwendigkeiten, fertig und bereit zu sein. Zu selten, für unser Gefühl, finden wir in den Spalten der „Rundschau" etwas von Samara, Pleschanow, Krim, Spat, Memrick, Michailofka, Neukirch, Friedensruh, Paulsheim, Margenau, Liebenau u. s. w. — Vergönnet uns Anteil an dortigen Verhältnissen und Vorfällen, die uns durch unser Dortsein wieder mehr eigen und wert geworden sind.

Die warme, dürre Sommerzeit ist vorüber und schönes fruchtbares Herbstwetter ist eingetreten, wofür Gott die Ehre gebührt; denn der eingesäte Weizen und Roggen verspricht gute Winterweide fürs Vieh, welches bei dem Futtermangel eine sehr große Aushilfe ist. Wir sind, Gott sei Dank, leidlich gesund und freuen uns die gewürdigte Gnade Gottes miteinander zu genießen. In den letzten zwei Wochen hatte ich meine l. Frau allein zurückgelassen und war im Auftrage der Gemeinde mit Brüdern nach Oklahoma gereist. Manche Brüder und Schwestern, Freunde und Bekannte durfte ich noch dort treffen. Gott gebe uns allen ein Wiedersehen bei unserm Heilande in der ewigen Freude. Gruß, Ebr. 4, 1.

Abr. und Anna Harms.

Inman, den 17. Okt. 1901. Werter Editor! Einen herzlichen Gruß zuvor. Will mit diesem berichten, daß wir Montag, den 7. Okt., unser Heim bei Jansen, Neb., verließen, um per Achse nach Kansas zu ziehen. Die Reise ging ganz gut. Wir kamen den 15. glücklich in unserem neuen Heim hier an. Also ist unsere Adresse von nun an nicht mehr Jansen, Neb., sondern Inman, McPherson Co., Kansas.

P. Harms.

Minnesota.

Mountain Lake, 12. Okt. 1901. Regen, Regen, zuviel Regen, sagt der Landmann, der noch zu dreschen hat. Zum Glück sind es nur wenige und besonders ist es spät gesäter Flachs, welcher bis dahin noch nicht gedroschen ist. Doch wir haben in den letzten sechs Wochen viel Regen gehabt.

Das Pflügen ist meistens beendigt, und Kornbrechen ist an der Tagesordnung, letzteres ist dieses Jahr sehr gut geraten, und dazu hat's noch einen guten Preis — 45 Cts. per Bushel.

Rev. N. N. Hiebert samt Gattin fuhren den 26. Sept. nach S. Dak. auf einer Missionsreise und kamen den 8. Okt. zurück. Den 1. Okt. starb nach längerem Leiden Witwe And. Flaming im Alter von 74 Jahren, und wurde den 3 von Walls Bethause aus neben ihrem Manne auf dem Stadtkirchhofe begraben.

Die jungen Leute hier am Ort bestätigen mit der That, was die Hl. Schrift sagt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." So z. B. wurden Cor. H. Janzen und Susie, Tochter des Peter Epp, am 29. September in den Ehestand eingeführt, und den 11. d. M. feierten Peter Friesen und Lena, Tochter des Cor. C. Hiebert, Hochzeit, um gemeinsam durch dieses Leben zu gehen.

Die M. B. Gemeinde gedenkt, so der Herr will, am 23. und 24. d. M. ihre Bundeskonferenz hier abzuhalten und den folgenden Sonntag Erntedankfest mit einem Liebesmahl zu feiern.

Cornelius Goossen samt Familie von Syre, Minn., kamen den 9. in Mt. Lake an und ließen sich vorläufig auf ihrer Farm, die sie schon letztes Frühjahr kauften, nieder. Ihr Ziel ist jedoch, sobald sie ihre Farm wieder verkauft haben, Langdon, N. Dak.

Indem die meisten Glieder der M. B. Gemeinde, südlich von Mt. Lake, nach dem Nordwesten gezogen sind, so wurde das Versammlungshaus von allda nach Mt. Lake gebracht, um dasselbe daselbst wieder zu einem Gotteshaus einzurichten, weil da eine ganze Anzahl Glieder dieser Gemeinde wohnen, die bis dahin noch kein Versammlungshaus hatten.

Nach dem vielen Regen ist bis jetzt der Frost fast gänzlich ausgeblieben, und infolgedessen sind die Weideplätze und die vielen Felder, die diesen Herbst mit Winterroggen bestellt worden sind, üppig grün, ebenso auch die vielen Blumen in den Gärten blühen noch immer fort, was gewöhnlich um diese Jahreszeit nicht der Fall ist.

Den werten Lesern Gottes Gnade wünschend zeichnet sich der Korr.

Nebraska.

Henderson, 16. Okt. 1901. Werte „Rundschau"! Eine Neuigkeit ist von hier zu vermelden, und zwar die Errichtung einer Telephonlinie. Leider ist sie nur für Privatgebrauch, indem Doktor Wiens sein Wohnhaus und die Office mit Sprachapparaten verband. Eine regelrechte telephonische Verbindung mit den großen Städten in allen Richtungen könnten wir nicht nur gut gebrauchen, sondern sie fehlt uns mitunter recht empfindlich, und hoffentlich bekommen wir solche zu rechter Zeit.

Es ist hier in letzter Zeit ziemlich Landhandel getrieben worden, ohne daß die Käufer von auswärts kommen mußten. Die Farmen haben einen guten Preis, mitunter nicht weit von $40.00 per Acre. Für einen Anfänger, der hier ohne Kapital auf eigene Faust eine Farm erwerben will, sind die Aussichten sehr mager.

Unsere Ausflügler nach Saskatchewan kommen so „bi sachte" zurück. Goossen, Heinrichs und auch Franz Kröcker und P. Buller sind dieser Tage wieder bei Muttern angelangt. Wie es natürlich ist, haben nicht alle dieselben Eindrücke bekommen, und der Enthusiasmus für jene Gegend ist nicht bei einem jeden gleich feimfähig.—Die beiden Schwäger H. G. Epp und Isaac Peters sind von ihrem Ausflug nach Buffalo und New York City soeben zurückgekommen.

Gestern nahmen mehrere die Gelegenheit der billigen Fahrt wahr. Nach Minnesota zu den Konferenzen fuhren unter andern Cor. Neufeld sr., Jakob Regier samt Frau, Jakob Kröcker samt Frau, sowie Frau H. H. Rempel, Frau H. Nickel und Frl. Lydia Schönhoff und ihr Pflegebruder C. Reimer. Letztere beide werden wohl dort bleiben. Die Fahrt nach Oklahoma machte A. Franz mit Familie, um Schwiegereltern, Bekannte und Verwandte zu besuchen.

Korr.

Canada.

Manitoba.

Steinbach, den 13. Oktober. Gegenwärtig haben wir Besuch, ein Herr Friesen aus Kansas und ein Herr Koop aus Nebraska, wenn ich richtig verstanden habe.

Weiter ist zu berichten, daß das Dreschen in Steinbach bald beendet sein wird, und es ist auch Zeit, denn die Wildegänse ziehen schon sehr nach Süden, demnach giebt's einen frühen Winter. Ein Beobachter.

Rosenfeld, den 14. Okt. 1901. Werte „Rundschau"! Da du ein so guter Bote bist, denke ich, wirst du auch in Rußland bei unsern lieben Freunden in Orloff einkehren. Da wir in der „Rundschau" gelesen haben, daß unsere lieben Großeltern noch am Leben sind und daß der Onkel unsere Adresse wünscht, so fühle ich mich gedrungen, von uns aus Liebe was hören zu lassen. Wir sind bis jetzt Gott sei Dank noch alle schön gesund, was ich auch allen lieben Freunden und Rundschaulese n wünsche. Der Onkel schreibt, daß er aufs Frühjahr nach Amerika zu kommen gedenkt, so glauben wir ganz sicher, daß er auch bei uns einkehren wird. Es würde uns ja eine große Freude bereiten, wenn wir mit dem Onkel noch einmal persönlich sprechen könnten.

Die Ernte ist dieses Jahr eine sehr reiche. Einige Leute bekommen sehr viel Weizen. Aber ich denke, es wird auch sehr viel über Winter bleiben müssen. Denn die Drescher können des regnerischen Wetters halber nicht sehr dreschen. Der Winter ist auch bald hier.

Herzlichen Gruß an alle lieben Rundschauleser.

Maria Striemer.

Unsere Adresse ist wie folgt: Gerhard Wiebe, Post Rosenfeld, Manitoba, Canada.

Rußland.

Krim, den 18. September 1901. Am 17. September 1901 fand in Karaßen Kircheneinweihung und Missionsfest statt. Es war ein schöner heller Tag. Zur Eröffnung des Festes wurde vom Aeltst. Abr. Friesen der 84. Psalm vorgelesen und dann weiter las er noch 1. Chron. 13, 14 und Offb. Joh. 21, 15. Auch sang der Kraßauer Chor manches schöne Lied zur Abwechslung. Dann redete Missionar Nikkel von Gnadenfeld über 1. Thess. 5, 8; besonders betonte er, daß ein Christ nach allen Seiten hin „recht nüchtern" sein müsse, um die Dinge in der Welt recht zu besehen. Dann redete Prediger Dörks von Schirin über Jes. 12. Dann folgte eine zweistündige Mittagspause.

Nachmittags redete Aeltst. David Dürksen von Schönthal über das Wort in Joh. 16, 33: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Dann machte Missionar Nikkel noch Mitteilungen aus der Heidenwelt. Dann wurde der Festschluß von Aeltst. Heinrich Martens, Muntanai, gemacht; er sagte das Liedchen: „Gott ist die Liebe," machte noch etliche Bemerkungen über das Wort in 1. Joh. 4, 16: „Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm." Zum Schluß wurde noch das Lied gesungen: „Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren" u. s. w.

In der Krim ist es mit dem Einbringen des Winterweizens bald geschehen, auf mehreren Stellen ist es schon geschehen, und es würde jetzt, so nach unserer Ansicht, bald an einem durchdringenden Regen fehlen. Doch, Gott sitzt am Weltenruder.

In Burugan haben Joh. Warkentin und Joh. Isaak und die andern, die noch auf der Seite wohnen, ihr Land verkauft zu 170 per Deßj. und wollen sich jetzt anderswo ein Stück Land suchen. Hin und her werden auch mal Einbrüche verübt in den Gebäuden, bald nach Geld, bald nach Getreide. Ist aber bis jetzt noch immer leichter abgegangen, als in Altenau (Molotschna), wo ein Lehrer dem andern des Nachts etwas Furcht wollte beibringen und dabei erschossen wurde (starb am zweiten Tage).

Korr.

Bericht

der 4. Deutschen Lehrerkonferenz von Nebraska, abgehalten am 27. Mai 1901, bei Henderson, Neb.*)

Durch einen sehr traurigen Unfall bei Hillsboro, Kan., wurde Lehrer H. D. Penner verhindert, am Vorabend der Konferenz hier den Vortrag über Schule und Erziehung halten zu können. Erschien aber doch schon am nächsten Tage und lieferte selben Abends noch den ersten Teil seines überaus lehrreichen und interessanten Vortrags. Den folgenden Abend den übrigen Teil. Die Kirche war bis auf den letzten Sitz angefüllt. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte die Versammlung zu. Man hofft, daß vieles zur Hebung des Schul- und Erziehungswesens beitragen wird.

Die Konferenz wurde zur bestimmten Zeit durch Gesang, Verlesen eines Schriftabschnittes und Gebet von Aeltester P. Friesen eröffnet.

Die Aufrufung der Glieder erwies, daß eins derselben abwesend war. Weil das Protokoll der vorigen Sitzung nicht übermittelt worden war, so wurde zur Zeiteinteilung geschritten. Die Nachmittagssitzung sollte von 2 bis 4:30 Uhr dauern. Abends von 7 bis 9 Uhr. 25 Min. sollten für jedes Thema genügen.

Nachdem der Chor noch ein Lied gesungen hatte, wurde zur Ausführung des Programms geschritten.

1. Thema: Die Seele in ihrem dreifachen Wesen.

Weil Lehrer J. J. Wiebe nicht zugegen war, so wurde übergegangen zum

2. Thema: Die Mietung des Lehrers.

Br. Jacob Epp entnahm aus dem Thema die Frage: Was soll wohl der Hauptgedanke sein bei der Mietung des Lehrers? Und gab dann etwa folgende Antwort: Wenn wir in irdischer Hinsicht einen Handel schließen wollen, dann erkundigen wir uns erst nach der Beschaffenheit des betreffenden Gegenstandes, ob derselbe auch die Eigenschaften hat, wodurch wir das Gewünschte erzielen können etc., und erst in zweiter Linie kommt dann die Frage nach dem Preise desselben; und so sollte es auch bei der Anstellung des Lehrers sein. Aber nur zu oft ist es umgekehrt.

Ich war einst bei einer Versammlung zugegen, wo ein Lehrer gemietet werden sollte und die Frage: „Nun, wie viel will der Lehrer denn haben?" wurde zuerst aufgeworfen. Die Fragen bezüglich seines Charakters, seiner Kenntnisse und Fähigkeiten als Lehrer kam gar nicht zur Sprache, nur: billig, billig.

Doch wir sind anders überzeugt worden. Man fängt an, mehr auf die Talente und Fähigkeiten des Lehrers als auf den Lohn zu sehen.

Ferner führte er Tit. 2, 7. 8 und 2. Tim. 2, 15 an und betonte, daß ein Lehrer auch die in diesen Versen bezeichneten Eigenschaften besitze, darauf sollte gesehen werden.

Hierauf folgte dann eine recht lebhafte Besprechung, wobei des Lehrers Glaube, Treue und Lohn die Hauptgedanken waren.

Chorgesang.

3. Thema: Der träge Schüler.

Lehrer H. H. Wiebe gab fünf Gründe mit Beispielen an, welche des Schülers Trägheit verursachen dürften, und auch zugleich einige gute Winke zur Behandlung solcher Schüler von seiten des Lehrers wie auch der Eltern.

Er bezeichnete sie folgenderweise: a) Der boshafte Schüler. b) Der blödsinnige Schüler. c) Der selbstgefällige Schüler. d) Der starrsinnige Schüler. e) Der humoristische Schüler.

Bei der Besprechung wurde noch folgendes hervorgehoben: Ein Schüler mag träge sein, 1. weil er zu Hause zu viel zu thun hat und in der Schule müde und erschöpft erscheint. Seine Energie ist fort; oder er thut zu wenig und muß noch erst arbeiten lernen; 2. weil er ungesund ist; 3. weil er zu jung hat angefangen zu lernen; 4. weil er zu unregelmäßig zur Schule geschickt wird; 5. weil die Methoden des Lehrers nicht praktisch oder nicht anziehend sind; 6. weil der Lehrer nicht gründlich vorbereitet ist, um die Lehrstunden interessant und wichtig zu machen.

Chorgesang.

4. Thema: Blindheit im Schulwesen.

Lehrer Hein. Buller, der erste Redner, ließ dem Thema volle Gerechtigkeit widerfahren, indem er sich über folgende Gedanken kurz und bündig ausdrückte: a) Ursachen der Blindheit, b) Folgen der Blindheit und c) Wie dem azuhelfen sei.

Er sagte unter andern, daß das Sprichwort „Je gelehrter je verkehrter" nicht überall seine Anwendung fände, bestätige sich hier auch wieder sehr deutlich. Denn am allermeisten Blindheit und Nachlässigkeit im Schulwesen herrscht gerade in Kreisen, wo Gelehrsamkeit und Bildung am wenigsten zu finden sei. Und gerade hier sei es auch oft, daß man in den Schulen und in den Studenten der Hochschulen ein tadelfreies Wesen erblicken wolle, während es doch auch nur Menschen sind, die da unterrichten und die unterrichtet werden.

Lehrer G. Dick folgte mit einem sehr interessanten Referat und wurde vom Verein ersucht, dasselbe in unsern menn. Blättern zu veröffentlichen.

Chorgesang.

5. Thema: Die deutsche Sprache.

a) Worin hat sie ihren Wert?

Da Lehrer D. P. Janzens Referat so trefflich ausgearbeitet war, wurde er vom Verein ersucht, dasselbe in unsern menn. Blättern zu veröffentlichen.

b) Ist sie am Aussterben?

Lehrer Js. J. Doell sagte: Wenn man die deutsche Sprache als großes Ganzes nimmt, so kann man mit einem entschiedenen Nein antworten. Nimmt man im Gegenteil einzelne Lokalitäten in Augenschein, so müßte man sagen: Ja, sie ist krank und am Aussterben.

Doch die deutsche Sprache erfreut sich noch der besten Gesundheit. Sie ist nicht nur vollkommen gesund, sondern sie ist noch im besten Wachstum begriffen.

Sie ist wortreicher und biegsamer als irgend eine andre Sprache, — zwei Eigenschaften, die schwer in die Wage fallen. Aber diese Eigenschaften allein würden nicht genügen, um eine Sprache zu dem zu machen, was die deutsche Sprache ist. Und was noch dazukommt, das sind die Männer, die sich der deutschen Sprache bedienen und bedient haben. Die größten Denker des vergangenen und des jetzigen Jahrhunderts waren und sind Deutsche.

Warum finden sich so viele Studenten der ganzen Welt in den deutschen Universitäten zusammen? Eben weil nur da ihr hochfliegender Geist das findet, was ihn befriedigen kann.

Nein, nein, die deutsche Sprache zeigt noch keine Symptome der Altersschwäche oder sonst einer Krankheit, sondern in sich trägt sie noch die guten alten Sitten und religiösen Gebräuche eines hochbegabten Volkes. Darum lassen auch heute noch alle edeldenkenden Leute in unserm Lande ihre Kinder Deutsch lernen. Nur da, wo man durch Armut, zu weite Entfernung von der Schule oder durch zu große Gleichgültigkeit so weit gekommen ist, daß man die deutsche Sprache nicht mehr kennt, da ist man geneigt zu glauben, die deutsche Sprache sei am Aussterben. Und leichtfertig greift man in stolzem Wahne nach etwas Besserem, der englischen Sprache.

Jemand, der die schöne Litteratur und die großartige Wissenschaft der deutschen Sprache kennt, wird sie nicht um ein Linsengericht vertauschen.

Chorgesang.

6. Thema: Der Gesang in der Schule.

Lehrer C. J. Kliewer sagte: Eines der wichtigsten Dinge in der Schule ist der Gesang. Er ist eine herrliche Gabe Gottes. Wir können keinen vollständigen Gottesdienst ohne den Gesang halten. So alt die Sprache ist, so alt ist auch der Gesang; und wie die Sprache muß auch er erlernt werden. Viel kommt darauf an, wie. Mit den Noten sollte man anfangen, denn ohne dieselben könne man keinen Gesang haben. Gesang in der Schule erheitert die Schüler und spornt sie an zum Lobe Gottes.

Gesang.

7. Thema: Welches sollten unsere Schulbücher sein?

Lehrer J. J. Friesen.

Wie sich der physische Körper des Schülers stufenweise vom Schwächern zum Stärkeren entwickelt, so auch der geistige. Und demgemäß sollte man auch nur die Forderungen stellen. Nicht das Kind sollte dem Buche angemessen werden, sondern das Buch dem Kinde. Ein Schmied paßt nicht den Huf des Pferdes dem Eisen an, sondern das Eisen dem Hufe.

Die Bücher sind dem Lehrer, was die Maschinen dem Farmer sind. Und so wie der Landmann gute und schnelle Arbeit nur mit den besten Maschinen verrichten kann, so kann auch der Lehrer die gründlichste und beste Arbeit nur mit den besten Mitteln besorgen.

Geschäftliches: Bericht des Beschlußkomitees.

Beschlossen:

1. Wir danken Lehrer Penner für den lehrreichen Vortrag und hoffen, daß die Faktoren in demselben sich bei jung und alt den Platz sichern.
2. Wir danken dem Chor für den Gesang.
3. Wir danken der Gemeinde für den Gebrauch des Hauses.
4. Wir danken für den regen Anteil an der Ausführung des Programms und für den zahlreichen Besuch.
5. Wir ersuchen den Schreiber, den Bericht in der „Rundschau", dem „Bundesboten" und der „Hillsboro Post" zu veröffentlichen.
6. Die nächste Konferenz bei Jansen abzuhalten.

Folgende Personen wurden auf Empfehlung des Mitgliedschafts-Komitees aufgenommen: Hein. Buller, G. Dick, F. J. Wiens und Js. J. Doell.

Nach einem Schlußgesang und Gebet vertagte sich die Konferenz.

J. J. Friesen, Vors.
J. C. Wall, Schr.

*) Lieber Editor! Wollen Sie nicht so freundlich sein und einliegenden Konferenzbericht in den Spalten der l. „Rundschau" veröffentlichen? Sie mögen erwidern: Er ist ja veraltet. Ich sage: Nein. Denn eben ist man wieder in der Zeit, da man sich, besonders der Lehrer, nach solchem Lesestoff herumsieht. Im Sommer, da der Landmann hart an der Arbeit gebunden ist und dem Lehrer die Feriengedanken alles verdrängen wollen, wäre es am Ende zu früh gewesen.......

Achtungsvoll Ihr
J. C. Wall.

Wie der „Congressional Record" entsteht.

Bekanntlich ist der „Congressional Record" der offizielle Bericht oder das Protokoll des Kongresses. Die Verhandlungen werden in demselben wörtlich wiedergegeben. Wie entsteht er aber? Im Senatsgebäude sitzt der Stenograph an seinem Tische und schreibt getreu jedes Wort, das gesprochen wird, eilfertig nieder. Er kann an seinem Tische sitzen bleiben, denn der Raum ist verhältnismäßig klein, da jeder Staat nur zwei Senatoren schickt. Anders liegt die Sache im Repräsentantenhaus. Dieses ist viel größer, denn in demselben sitzen 357 Volksvertreter.

Wenn nun die Besprechung einer Frage besonderes Interesse hervorruft, daß sich um den Sprecher eine Gruppe von Zuhörern bildet, so ist unter denselben stets ein Mann zu beobachten, der darauf losschreibt, als gälte es sein Leben. Dieses ist der offizielle Berichterstatter oder, wie er scherzweise genannt wird, „der wandelnde Stenograph". So wird er genannt, weil er sich von einem Teile des Saales zum andern bewegen muß, je nachdem er an einem oder dem anderen Orte besser hören kann; gilt es doch, jedes Wort der Sprecher aufzufangen und zu Papier zu bringen. Er sucht darum stets einen Sitz- oder Stehplatz innerhalb einiger Fuß von dem Redner zu gewinnen.

Das so gewonnene Stenogramm nimmt er mit sich in ein ruhiges, stilles Zimmer im Erdgeschoß des Kapitols, setzt sich vor ein Graphophon und liest seine Notizen hinein. Der Stift des Instrumentes gräbt sie in den Wachs- oder Staniolüberzug des Cylinders ein. Beamte mit dem Ohre am Graphopon und die Hände auf der Schreibmaschine schreiben den Bericht aus. Dieser wird dann dem Autor vorgelegt, daß er noch Verbesserungen machen kann, wenn er es für nötig findet. Manchmal reicht dieser auch schon in der Abschrift die Rede, die er halten oder die Bemerkungen, die er machen will, im voraus ein. Dieses macht dann eine stenographische Aufnahme unnötig.

Sämtliche Reden und Auslassungen erscheinen am nächsten Tage in einer Publikation, die den Namen „Congressional Record" trägt. Nachdem sich dann der Kongreß vertagt hat, werden sie zusammengestellt, gebunden und an die verschiedenen Bibliotheken, öffentliche und private, geschickt. In diesem Record ist ein ungeheures Material aus allen Gebieten der Staatsangelegenheiten zusammengetragen.

Durch die Stenographie ist es möglich geworden, über die Debatten die ausführlichsten Berichte zu liefern, die man sich nur denken kann; denn die Verhandlungen werden wortgetreu wiedergegeben. Früher war das nicht so, und es ist eine offene Frage, ob nicht die kürzeren Berichte früherer Zeiten den jetzigen vorzuziehen sind und ebenso zweckdienlich waren. Man möchte die jetzige Art der Berichterstattung mit einer Photographie der Verhandlungen vergleichen und die andere mit einem Oelgemälde derselben. Während die Photographie ein viel genaueres Bild giebt, alle Einzelheiten, auch die kleinsten, festhält, können bei der letzteren eine ganze Anzahl solcher photographischen Scenen in ein Gemälde zusammengefaßt werden, und würden dadurch für den gewöhnlichen Leser an Wert noch gewinnen. Ob das aber im Interesse des Landes thunlich ist, ist eine andere Frage. (Germania.)

Unterhaltung.

Spaziergänge und Erlebnisse.

Von Ernst Schrill.

(Fortsetzung.)

So schlichen wir uns denn ums Haus herum, bis wir wieder auf dem Fahrwege waren und gingen auf demselben, der am Strande entlang führte, trübselig weiter.

Doch die Unruhen und Aufregungen dieser Welt waren noch nicht zu Ende. Kaum mochten wir etwa zehn Minuten gegangen sein, als wir auf dem Meer — aber nicht sehr weit — für einige Sekunden ein Licht aufblitzen sahen, welches aber doch hell genug gewesen war, um die Umrisse eines ziemlich großen, niedrigen Schiffes zu zeigen. Unwillkürlich waren wir stehen geblieben, und Apel sagte leise: „Das ist ein Schmuggelschiff!"

Es war gut, daß er leise gesprochen hatte, denn nicht weit von uns flammte plötzlich zwischen einigen hohen Felsblöcken ein Feuer auf, das wahrscheinlich vom Lande aus die Antwort auf jenes Licht hatte sein sollen.

Fast im selben Augenblick hatte ich Apel umfaßt und mich mit ihm unsanft zur Erde geworfen, ihm zugleich zuflüsternd, mäuschenstill zu liegen. Denn im Schein jenes Feuers hatte ich mehrere Männer erblickt, die unsern Feinden von vorhin täuschend ähnlich sahen.

Meine Vorsicht war nicht unnütz gewesen, denn gleich darauf hörten wir die Esthen laut reden: „Da an der Landstraße standen eben zwei Menschen!" sagte der eine.

„Jaak, geh hin und sieh mal nach!" rief eine andere Stimme.

„Unsinn! Das Feuer hat dich geblendet, Mickel, da ist nichts zu sehen," murrte die Stimme jenes Alten, der vorher von seinem bekannten Matrosen die Wunderdinge erzählt hatte.

„Guck lieber nach der andern Seite, woher die Grenzreiter kommen könnten und laß das Feuer nicht zu groß werden, damit nicht am Ende der Schein über die Felsen weg nach dem Hause der Grenzreiter hin zu sehen ist," meinte ein anderer.

„Wir müssen zurückkriechen und hinter diesem Felsen einen Umweg machen nach der Grenzwache hin, um diesen Schmuggel anzuzeigen!" flüsterte Apel mir zu. „Bis zur nächsten Biegung dort kriechen! Dann werden sie uns nicht mehr sehen können, da sie selbst im Bereich des Feuers stehen und nicht gut in die Dunkelheit hinaussehen können."

So ging's wirklich. Es war ein anstrengendes, aufregendes Stück, in der finstern Herbstnacht über unbekanntes, felsiges Geröll, das mit kleinen Grasplätzen und schmalen, jetzt trockenen Wasserrinnsalen wechselte, in genügender Entfernung den Bogen um die Schmuggler zu machen. Mehrmals meinten wir, es ginge nicht weiter, wenn wir wieder am Boden eines kleinen Bachbettes standen, und es galt, an der andern Seite im Finstern heraufzuklettern. Der Schweiß tropfte uns von der Stirn, und die Kniee zitterten, als wir endlich das Licht des Wachhauses dicht vor uns sahen.

Wir mochten noch etwa fünfzig Schritte davon entfernt sein, da schlug ein Hund an, wurde aber sofort durch leisen Zuruf zum Schweigen gebracht. Gleich darauf rief eine Stimme auf esthnisch, aber mit der schlechten Aussprache eines Russen: „Steh' oder ich schieß!"

Wir blieben stehen, und ich rief auf russisch: „Schnell! Es ist keine Zeit zu verlieren! In der Bucht beim Kruge dort landet sogleich ein Schmugglerschiff, und andere Schmuggler sind am Strande, um die Waren in Empfang zu nehmen!"

Der russische Soldat kam, die Flinte im Arm, und von seinem großen Hunde gefolgt, näher heran und leuchtete uns mit einem angestrichenen Streichhölzchen ins Gesicht.

„Wir sind Gymnasiasten aus der Stadt, machen eine Fußreise, haben uns verirrt und kamen in jenen Krug. Dort haben die Schmuggler uns gebunden, als wir vom Licht auf der See erzählten, das wir gesehen hätten und...."

„Was, vor zwei Stunden war unser Offizier mit sechs Mann dort am Kruge. Da war alles finster, und der Schenkwirt hat im Bett gelegen. Man hat ihn herauspochen müssen, um ihn nach etwaigem Verdächtigem zu verhören. Wenn ihr die Wahrheit sagt, geht's dem Halunken auch an den Kragen! Doch kommt schnell!"

Damit führte er uns ins Haus, wo in einer größeren Stube der Offizier und etwa zehn Soldaten in vollständiger Ausrüstung auf Pritschen lagen und schliefen.

Unser Führer drehte die Lampe höher und schlug mit dem Säbel auf den Tisch, daß es dröhnte.

Die Schläfer fuhren empor, und der Offizier sprang sofort auf die Füße, setzte die schwarze Fellmütze auf und schrie: „Was ist los?"

„Zu Befehl, Euer Gnaden," damit salutierte unser Führer und berichtete, was er von uns gehört hatte. Der Offizier sah uns scharf an und ließ sich von mir die ganze Geschichte erzählen.

Plötzlich drehte er sich um und kommandierte:

„Alles aufsitzen!"

Dann flüsterte er vor sich hin: „Hatte ich doch recht, daß ich diesem Halunken, dem Krüger, nicht traute."

„Jagor," rief er dann laut, „sorg dafür, daß diese beiden jungen Herren dableiben. Wir brauchen sie als Zeugen!"

„Aber wir sind todmüde und hungrig!" wagte ich einzuwerfen.

„Nitschewo!" lachte der Offizier und zeigte dabei zwei Reihen weißer Zähne; „Jagor, gieb ihnen Thee und Butterbrot! Auf Wiedersehen!"

„Schade," sagte Apel, als man die Reiter fortsprengen hörte, „wir hätten sollen mitreiten!"

„Na, ich bin für Thee und Brot! Wir haben Abenteuer genug gehabt!"

Als wir aber aßen, blieb uns plötzlich der Bissen im Munde stecken: wir hörten nämlich—Thür und Fenster des Wachtzimmers waren offen — deutlich Schießen und Schreien vom Kampfplatz herüber. Aufgeregt standen wir neben dem Soldaten vor dem Hause und lauschten.

„Was jetzt so leise knattert, sind die Revolverschüsse!" erklärte Jagor.

„Sie glauben, daß es dort auf Leben und Tod geht?" fragte Apel.

„Natürlich. Wenn die Grenzreiter mit den Schmugglern bei solcher Gelegenheit zusammentreffen, giebt's leicht Tote und Verwundete," sagte der Russe achselzuckend.

Das mußte ein kurzer Kampf gewesen sein. Es war dort drüben unheimlich still geworden.

Nach einer kleinen Weile, die uns wie eine Ewigkeit vorkam, hörte man Hufschlag, und es löste sich aus der Finsternis die Gestalt eines dahersprengenden Reiters. Gleich darauf parierte er sein Pferd vor uns und schrie heiser: „Der Barin ist schwer verwundet, Mischa ist, glaube ich, tot. Aber wir haben drei Schmuggler erschossen und vier gefangen. Hier ist der Schlüssel vom Medizinkasten! Gieb schnell Leinwand und Watte!"

Mir klopfte das Herz. Waren wir nicht mit schuld an dem vergossenen Blut? Aber es war doch unsere Pflicht, die Schmuggler anzuzeigen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis der Transport eintraf. Ein Soldat war wirklich tot, und der junge Offizier wurde leichenblaß mit schnell verbundener Kopf- und Armwunde auf Stroh gebettet. Die Gefangenen wurden in eine Kammer gesperrt, und dann jagte ein Reiter nach dem Landarzt, der etwa zehn Kilometer von hier wohnte, und ein anderer nach dem Bezirkshauptmann, um ihm alles zu melden.

Wir standen neben dem Verwundeten und sahen ihn unverwandt an, als er plötzlich die Augen aufschlug und uns erkannte.

„Fixe Jungen!" sagte er lächelnd auf russisch. „Sie haben uns heute zu einem Fang geholfen, wie wir ihn in zehn Jahren nicht gemacht haben! Ich danke Ihren! Sie werden noch belohnt werden!"

„Ach, denken Sie nicht an uns!" sagte ich verlegen, obschon mir von dem Lob die Wange rot ward, „haben Sie nicht furchtbare Schmerzen?"

„Nitschewo!" lachte er. „Besser Schmerzen als nichts ausrichten!"

Dann schloß er wieder die Augen. Weil alles still war, legten wir uns auf die Pritschen neben die Soldaten und schliefen endlich ein.

Es war taghell, als ich erwachte. Alle Glieder thaten mir vom harten Lager weh, und ich konnte anfangs mich gar nicht darauf besinnen, wo ich sei. Erst wie ich mich etwas aufrichtete und den Arzt sah, der um den verwundeten Offizier bemüht war, tauchten die Bilder der letzten Nacht in wilder Folge vor mir auf.

Nachdem wir nochmals Thee getrunken und ein Butterbrot gegessen hatten, und unsere Namen und Adressen aufgeschrieben waren, weil man uns nächstens bei der Verurteilung der Schmuggler als Zeugen brauchen könnte, verabschiedeten wir uns von unsern neuen russischen Freunden. Der Offizier schüttelte uns wiederholt die Hand und gab jedem von uns seine Visitenkarte mit, auf die er selbst mit russischen Buchstaben unsere Namen geschrieben. Sein darauf gedruckter Name war:

„Lew Nikolajewitsch Grebenko,
Kapitän der Grenzwache."

Nun setzten wir unsere Fußreise fort, und es ging jetzt alles so glatt, daß ich darüber nichts weiter zu berichten habe. Etwa sechs Wochen später war die Gerichtsverhandlung, wo wir als Zeugen verhört und die gefangenen Schmuggler zum Transport nach Sibirien verurteilt wurden. Von dem damals mit Beschlag belegten Schiff mit Schmuggelware, das einen ganz bedeutenden Wert gehabt hatte, sollte uns eine bestimmte Geldsumme als Belohnung ausgezahlt werden. Apels Eltern hatten sich aber mit den meinigen darüber schon verständigt, was mit diesem Gelde geschehen sollte, und so gaben wir zu Protokoll: wir bäten, daß diese Summe den Familien der damals erschossenen und der jetzt verschickten Schmuggler ausbezahlt würde.

Der Krüger, dessen Schurkerei damals auch an den Tag gekommen war, war zu fünf Jahren Kerker verurteilt worden.

Dieses Reiseerlebnis mußte ich vorausschicken, um das Verständnis für ein anderes zu ermöglichen, das ich etwa ein Jahr später in derselben Gegend hatte. Meine Eltern waren sehr arm, der Vater blind, und da er nicht im Staatsdienst, sondern im Dienste der St. Petersburger Reformierten Gemeinde sein Leben lang als Waisenvater gestanden, auf eine überaus spärliche Pension angewiesen; Vermögen war keines vorhanden, und wenn nicht eine ältere Schwester, die Erzieherin in reichen Häusern war, die Eltern unterstützt hätte, wüßte ich nicht, wovon wir hätten leben sollen. Das kleine Ersparnis meines Vaters hatte gerade dazu gereicht, ein Häuschen mit Garten in einer kleinen livländischen Stadt am Meere anzukaufen. So habe ich von Jugend auf es sehr einfach und knapp gehabt, kann aber nicht sagen, daß mir das besonders geschadet hätte. Im Gegenteil, es steht nicht umsonst geschrieben: „Wohl dem Jüngling, der sein Joch in der Jugend trägt." Als Knabe habe ich wohl noch geweint darüber, wenn meine adligen Kameraden mich über meine Kleidung auslachten: wurden doch des äleren Bruders und des Vaters vertragene Kleider für mich zurecht gemacht, was zuweilen bei den Hosen nicht sehr geschmackvoll heraus kam. Außerdem mußte ich zuzeiten viel im Garten arbeiten, der auch eine Einnahmequelle für uns war, weil im Sommer sich sehr viele Badegäste in unserer Stadt aufhielten, und Gemüse, Blumen und Obst dann plötzlich einen viel höheren Preis erzielten. Wie ich in Sekunda war, entstand aber auf diesem Gebiet durch Anlage neuer Gärten so viel Konkurrenz, daß sich die Anstrengung nicht mehr lohnte. Dadurch wurden die Einnahmen, die ich von meinen Privatstunden erzielte, immer wichtiger, mußte ich mich doch davon kleiden und womöglich noch einen Zuschuß an die Wirtschaftskasse abgeben.

Da war eine reiche adelige Familie in unsere Stadt gezogen, das heißt, sie wohnte im Sommer auf dem Lande, wo sie ein schönes Gut unweit der Forstei Wardenberg, dem Meere zu, gekauft hatte, während sie im Winter in der Stadt lebte. Man sprach in der Stadt viel von dem Reichtum dieser Leute und wußte allerlei Geschichten davon zu erzählen, wie großartig sich der Baron gezeigt hatte. Einmal hieß es, er wünschte einen Hauslehrer für seine Kinder, und weil mir eine stärkere Einnahme sehr erwünscht war, ging ich auf das bloße Gerücht hin ins Haus und meldete mich. Der gnädige Herr war nicht zu Hause, aber die Frau Baronin ließ mich kommen, hörte mein verlegen vorgebrachtes Gesuch und sah mich stumm von Kopf zu Fuß an. Der älteste Sohn, der etwa sieben Jahre alt sein mochte, stand, die Hände auf dem Rücken, dicht neben ihr und sah bald sie, bald mich an. Endlich sagte sie, es thäte ihr leid, daß ich mich vergeblich bemüht hätte, aber einen Hauslehrer, der selbst noch so klein und knabenhaft aussehe, könne sie nicht gebrauchen. Bin ich da rot und verlegen die Treppe hinuntergeeilt, als hätte ich gestohlen! Ja, was kann man für seine Jugend und seine Kleinheit!

Mein Vater, dem ich meinen Mißerfolg in großer Entrüstung erzählte, meinte lächelnd: „Lieber Junge, rege dich nicht unnütz auf! Erstens handelt es sich ja dabei bloß um Geld, und das kann der Herr uns geben, wann und wie er will; und zweitens gilt auch von allen solchen Geschichten immer wieder das Wort: ‚Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.'"

Wieder waren einige freie Tage im Herbst, und ich machte ganz allein eine Fußreise. Ich wollte einen Freund meines Vaters besuchen, einen alten Pastor, dessen Wohnort hinter der Forstei Wardenberg, aber auch näher dem Meere zu gelegen war.

Kaum hatte ich jenes Esthendorf auf halbem Wege hinter mir, als es leise anfing zu regnen. Der Weg wurde schlüpfrig, und je tiefer ich in den Wald hineinkam, desto langsamer ging's vorwärts. Nach einer Stunde etwa hörte ich Rufe, Peitschenknallen und, wie ich näher komme, entsetzliches Fluchen in esthnischer Sprache. Endlich biegt der Weg etwas, und da sehe ich die Bescherung.

An einer tiefen Stelle des Weges steckt ein hochbeladener Leiterwagen, der mit einem Segeltuch bedeckt ist, im Kot. Der herrschaftliche Kutscher, der neben den Pferden steht, war es, der jene Flüche ausgestoßen.

„Was ist hier los?" fragte ich freundlich in esthnischer Sprache. Der Mann war froh, Gesellschaft zu bekommen, welcher gegenüber er sein Herz ausschütten konnte und erzählte in großer Aufregung:

„Was wird sein? Pech habe ich gehabt! Fahre ich heute morgen früh von Karrafer (so hieß das Gut jener adligen Familie) mit diesen Sachen ab und bin, weiß Gott, vorsichtig gefahren! Aber ich habe es dem Gärtner gleich gesagt: es ist ein Unsinn, habe ich gesagt, daß man ein schweres Klavier auf einen Leiterwagen packt. Dummes Zeug, hat er gesagt, es ist auch auf einem Leiterwagen herausgebracht worden! Paß du nur auf, hat er weiter gesagt, es kostet tausend Rubel. Wie ich nun hier in diese Grube hineinfahre, zieht der Schlingel, der Fuchs, noch extra scharf an, und da giebt's einen Krach und ich habe gemeint, mein Herz steht mir still vor Angst, denn ich dachte, das Klavier sei entzwei! Was war's? Die Hinterachse ist zerbrochen! Was soll ich jetzt thun? Verlassen kann ich den Wagen nicht, denn da sind viel andere herrschaftliche Sachen drauf, die könnten gestohlen werden. Nun stehe ich schon eine ganze Stunde hier."

„Dann habt Ihr wohl zuletzt gebetet," lächelte ich.

„Warum gebetet?" fragte er erstaunt.

„Weil ich Euch jetzt helfen werde!"

„Ihr? Wie könnt Ihr das?" Und wieder sah er verächtlich den Jungen an, der trotz seiner siebzehn Jahre wie vierzehnjährig aussah.

„Nun, ich setze mich auf ein Pferd und reite nach dem Gut und hole Hilfe."

Einen Augenblick schwieg der Mann und sah mich mißtrauisch an. Dann sagte er stockend: „Damit Ihr mit dem Pferde auf und davon jagt, und dann ist der zweite Betrug schlimmer als der erste!"

„Ja, das ist schlimm, wenn Ihr mir nicht traut!" sagte ich ärgerlich.

„Zudem," fuhr er fort, „ist auf dem Gut wenig Hilfe zu holen. Die anderen Wagen und Pferde sind alle gestern nachmittag fort, und ich werde schon warten müssen, bis sie heute nachmittag leer hier zurückkommen und unterdessen verdirbt mir das teure Klavier im Regen."

„Dann hole ich Hilfe von dem Wachthaus der Grenzreiter!" rief ich plötzlich. „Das ist nicht weit von hier. In einer halben Stunde kann man hinreiten."

„Das wohl, aber glaubt Ihr, die Russen werden einem esthnischen Kutscher helfen! Da kennt Ihr die schlecht. Die sind uns allen feind."

„Gerade weil ich da bekannt bin," sagte ich stolz, „weiß ich ganz gewiß, daß ich sofort Hilfe bekomme."

Mein zuversichtlicher Ton machte dem Kutscher Mut. Er spannte das dritte Pferd, den Fuchs, ab und ließ mich aufsitzen. Es war nicht angenehm, ohne Sattel auf den vom Regen nassen Rücken des Pferdes zu steigen, aber mich beherrschte wieder der Eifer, Abenteuer zu erleben. Auch hinderten die Geschirre, die auf dem Tier lagen, mich beim Gebrauch der Schenkel, doch jetzt darf nichts stören — vorwärts Fuchs! Nach einigen Minuten hatte ich das Tier in der Gewalt, denn es war nicht das erstemal, daß ich auf ungesatteltem Pferde ritt, und konnte in vollem Galopp (bekanntlich für den Reiter die bequemste Gangart) dem Strande zujagen.

(Schluß folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. B. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

23. Oktober 1901.

Der Familien-Kalender für 1902, herausgegeben von Br. Abraham Kröker, Spat, Rußl., ist uns wieder zugegangen, und wir beeilen uns, denselben unsern Lesern aufs wärmste zu empfehlen. Für 12 Cts. portofrei zu beziehen vom Unterzeichneten. Postmarken werden als Zahlung angenommen.

MENNONITE PUB. CO.,
Elkhart, Ind.

Unser „Familienkalender" liegt zum Versand bereit. Er ist schöner ausgestattet als der vorjährige. Preise sind wie folgt:

Einzeln portofrei		$ .06
12 Kalender	portofrei	.45
25 "	"	.90
100 "	"	3.50
100 "	per Fracht oder Expreß, nicht portofrei	2.50
250 "	per Fracht oder Expreß, nicht portofrei	4.25
500 "	per Fracht oder Expreß, nicht portofrei	7.50
1000 "	per Fracht oder Expreß, nicht portofrei	12.50

Man bestelle sofort, und vergesse nicht, der Bestellung den Betrag beizulegen, damit die Bestellung ohne Verzug ausgefüllt werden kann. Bitte, auch anzugeben, ob deutsche oder englische Kalender verlangt werden.

Man adressiere

MENNONITE PUB. CO.,
ELKHART, INDIANA.

Am Wege.

Manche unserer lieben Leser werden wohl bald denken, mit dem Herumgetreibe unseres Editors sei es bald nicht mehr auszuhalten. Keine Wirkung ohne Ursache, und diesmal war die Frau des Editors Hauptursache, daß eine Reise nach Kansas und Oklahoma angetreten wurde. Meine liebe Frau hatte manche ihrer Verwandten schon drei bis fünf Jahre nicht gesehen, und da sich mit solch einer Besuchsreise für einen Editor ja auch stets eine Geschäftsreise verbinden läßt, so wurde eben gereist. Trotzdem wir recht sehr müde heimkamen, sind wir doch von dem Ergebnisse unserer Reise höchlichst befriedigt. Das einzige Unangenehme bei dieser Reise war, daß wir leider lange nicht alle unsere Verwandten und Freunde besuchen konnten. Wir müssen uns aber damit trösten, daß wir die Uebergeschlagenen bei unserer nächsten Reise ja zuerst besuchen können. Böse wird uns hoffentlich keiner der Uebergeschlagenen sein, denn ein jeder kann ja einsehen, daß „was nicht geht, geht nicht". Ein anderer unangenehmer Gedanke wäre vielleicht der, daß so schrecklich viele Hühner ihr kostbares Leben für uns haben lassen müssen. Doch wozu sind Hühner eigentlich da? Allen lieben Freunden sei hiermit herzlich Dank gesagt für alle Liebe und Freundschaft, die sie uns erwiesen haben.

Wir wollen nun weiter nichts über Essen und Trinken und Schlafen sagen, auch nicht, um wie viel Uhr wir bei einem Freunde ankamen und wie viel Stunden und Minuten wir dort blieben, sondern kurz in wenigen Zügen den allgemeinen Eindruck wiedergeben, den wir vom fernen Westen erhalten haben.

Die außergewöhnlich guten Weizenernten in den letzten Jahren haben einfach Wunder gewirkt, und hervorragende Geschäftsleute haben einfach behauptet: „Wir haben keine armen Leute mehr." Was das heißen will, wird jedermann verstehen, der sich noch der Umstände vor acht oder zehn Jahren entsinnen kann. Es ist ja leider wahr, daß der Westen dieses Jahr keine Kornernte hat und daß das Viehfutter infolgedessen etwas knapp werden wird. Wenn man jedoch zu den Speichern geht und sieht, daß auch der kleine Farmer dort noch 1000 bis 1500 Bushel Weizen liegen hat, so kann einen das über den Verlust der Kornernte einigermaßen trösten. Der Westen, ich meine die großen Prairien der Staaten, in welchen unsere Brüder am zahlreichsten vertreten sind, hat jetzt in landwirtschaftlicher Beziehung jeden andern Teil unserer Union überflügelt, und wo unser mittlerer Beerenfarmer mit einem schäbigen Wägelchen a la „Zieropsjud" des Weges daherschlackert, fährt der junge thatenkräftige Oklahomafarmer seine heranwachsende Familie in einer neuen Kutsche zur Versammlung. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß der Westen immerfort prosperieren möge, fürchte mich aber ganz im stillen immer noch ein klein bißchen vor einer Reaktion, d. h. vor einer plötzlichen Umgestaltung der Verhältnisse. Auch das neueröffnete Land in Oklahoma sieht einer glänzenden Zukunft entgegen, und mancher, der das rechte Los gezogen, ist über Nacht wohlhabend geworden. Einer meiner persönlichen Freunde hat sich durch einen taktvollen Griff in die Urne ein Viertel Land zwei Meilen von El Reno, resp. vom Rock Island-Depot, gesichert. Die gesamten Unkosten inklusive Hin- und Rückreise von Kansas haben ihn ungefähr $50.00 gekostet. Heute kann er $2000.00 für sein Viertel Land haben. Freund Heinrich meint aber, er könne $4000.00 bekommen. Na, ich gönn's ihm, kann aber nicht umhin, im stillen Berechnungen anzustellen, wie viele Jahre ich wohl noch als Editor der „Rundschau" schaffen und kratzen müßte, um $2000.00 in der Tasche zu haben. Da ich das bißchen Algebra, Geometrie und Trigonometrie aus der Schule längst verschwitzt habe, so muß ich das Rechnen eben aufgeben und will mich lieber fleißig aufs Schaffen werfen.

Es ist recht interessant, im fernen Westen und besonders dem jungen soeben ins Dasein gerufene Oklahoma einen Besuch abzustatten. Wer solches zu thun gedenkt, sollte nicht versäumen, bei der Rock Island-Bahn um Preise anzufragen. Auch ist die Rock Island die einzige Bahn, mittelst welcher man in die neuaufgemachten Ländereien fahren kann.

Der Ertrag der Früchte ist in Kansas meistens ein sehr fraglicher. Dieses Jahr jedoch hat Kansas eine außergewöhnlich reiche Frucht-, besonders Apfelernte. Manche Farmer lassen ganze Wagenladungen Aepfel in ihren Gärten auflesen und umsonst weghol en. Unser Onkel Enns bei Spring Valley sagte uns, er gebe seiner Kuh täglich vier Eimer voll Aepfel zu fressen.

Auf dem Gebiet der Schule sieht es im allgemeinen auch erfreulich aus. Die Lehrer sind alle an der Arbeit und, so viel ich ausfinden konnte, meistens froh in ihrem Berufe. Zur besonderen Freude gereichte es mir, daß ich der Eröffnungsfeierlichkeit in Lehrer Penners Vorbereitungsschule zu Hillsboro, Kansas, beiwohnen durfte. Es waren am Tage der Eröffnung 38 Studenten zugegen, wie wir aber hören, sollen jetzt schon weit über 40 da sein. Wir freuen uns, daß unsere jungen Leute die Vorbereitungsschule so zahlreich besuchen. Das giebt dann später erst einmal das rechte Material für Bethel College. Und ganz besonders freue ich mich, daß unsere russischen Brüder immer mehr Parteiunterschiede beiseite setzen und an ein gemeinsames Zusammenwirken denken, denn nur wenn wir handvoll Mennoniten zusammenwirken, können wir etwas Ordentliches zustande bringen. Die Idee, daß jedes kleine Gemeindlein seine eigene Hochschule und sein eigenes Verlagshaus haben müsse, ist einfach absurd, und ich rate hier allen Parteidrahtziehern, doch die Frage ruhig in Erwägung zu ziehen, ob's nicht am Ende doch vorteilhafter sei, ihre Söhne und Töchter in eine mennonitische Anstalt zu schicken als in Anstalten von andern Konfessionen.. Doch wir leben ja hier im freien Lande, und jedermann kann thun, wie er will.

Auf litterarischem Gebiete gehen die Wellen auch hoch. Die „Hillsboro Post" ist an Pred. H. P. Krehbiel verkauft und wird bereits in Newton gedruckt. Editor Fast glaubt noch immer daran, daß jeder Mensch sich totarbeiten müsse, aber er will das Ding von jetzt an ein bißchen langsamer und gemütlicher nehmen, und wir denken, daß, soweit es Herrn Fast betrifft, dieser Schritt weise und gerechtfertigt war. Wie es Pred. Krehbiel mit der Sache gehen wird, das wird ja die Zeit lehren. Es soll nämlich jemand prophezeit haben, daß die „Rundschau" nur noch sechs Monate bestehen könne. Ich habe auf meiner Reise verschiedenen Predigern und Aeltesten und sonst weitsehenden Männern diese Frage vorgelegt, und ohne Ausnahme habe ich zur Antwort erhalten, daß nach ihrer Meinung die „Rundschau" jetzt unter unserem Volke, wenigstens unter den aus Rußland eingewanderten Mennoniten, fester stehe denn je zuvor, und der nächste Winter wird es zeigen, daß die „Rundschau" das einzig wirkliche Familienblatt unseres Volkes ist, denn unsere besten Männer werden dieselbe öffentlich unterstützen. Auch ist ein gewisser Jemand von Elkhart in Kansas gewesen und hat dort erzählt, daß das Verlagshaus in nächster Zeit bankrott werde. Ich bin nun mit der finanziellen Lage der Mennonite Publishing Co. nicht bekannt, aber ich sehe, daß die Arbeit sich von Jahr zu Jahr mehrt und daß die Arbeiter stets ihren Lohn erhalten. Neider und Feinde unseres Verlagshauses haben aber schon vor zehn Jahren den Bankrott des Hauses prophezeit. Bis jetzt hatten wir nur zwei Klassen von Propheten, die vier großen und die zwölf kleinen. Seit ich aber jetzt in Kansas gewesen bin, muß ich noch eine Klasse einrichten, nämlich für solche Propheten, die gar nichts wissen. Auch über die Elkharter Gemeindewirren kann ich heute schon zur Beruhigung vieler Gemüter sagen, daß die beiden streitenden Parteien hier endlich übereingekommen sind, sich einem Schiedsgericht von fünf Bischöfen zu unterwerfen. Jede Partei wählt zwei Bischöfe, und die vier gewählten rufen sich den fünften, und sämtliche Prediger und Bischöfe haben sich durch Unterschrift dazu verpflichtet, daß der Ausspruch dieses Schiedsgerichtes, welches noch vor Weihnachten zusammentreten wird, maßgebend sein soll. Also auch das Schreckgespenst wäre weggeräumt. Ich bin eigentlich recht neugierig, was man nun zunächst aufbringen wird, um uns zu schaden; denn daß unsere Brüder an der „Rundschau" einen geistigen Mittelpunkt und Halt haben, ist gewissen Agitatoren und Freibeutern ein Dorn im Auge. Wir wollen es hier aber gerne unsern Lesern versprechen, daß wir auch ferner die Interessen unseres Volkes nach bestem Wissen und Gewissen vertreten werden. Daß wir dabei aber gegen Feinde und Parasiten unseres Volkes zuweilen auftreten müssen, werden tiefer denkende Leute einsehen und verstehen. Kein anderes mennonitisches Blatt hat es bis heute gewagt, gegen Adventismus, Swedenborgianismus, Sprunger- und Dowieismus aufzutreten, als die „Rundschau". Die vielen Ermutigungen, die wir dafür privatim erhalten haben, reichen uns nicht ganz zu, und wir werden in der Zukunft versuchen, auch öffentlich zu zeigen, daß es durchaus nicht der Editor allein ist, der gegen den Sprunger-craze Stand nimmt. Einer von Sprungers Freunden kam zu mir und sagte zu mir: „Bruder Wiens, ich dachte, du seiest etwas scharf gegen Sprunger vorgegangen, aber seitdem ich seine Erwiderung in „Licht und Hoffnung" gelesen, bin ich davon überzeugt, daß Sprunger auch noch lange nicht da ist, wo gewisse treuherzige und leicht beeinflußte Leutchen ihn schon immer hinstellen."

Auf dem Zuge zwischen Marion und Hillsboro, Kan., trafen wir unerwartet die Familien A. A. Wall und J. D. Schroeder, Mt. Lake, Minn., welche in Kansas herzhaft spazieren wollen. Bruder Schroeder erzählte mir unter anderem, daß das geplante deutsche Blättchen von Mt. Lake seinem Erscheinen ganz nahe sei. Da der Zug aber so rappelte und klapperte, ist mir der Name des neuen Blättchens ein bißchen entfallen, es heißt entweder „Unser Besucher" oder „Unser Versucher". Hoffentlich erfahre ich bald den wahren Sachverhalt.

Auf meinen häufigen Reisen habe ich schon einen beträchtlichen Teil von Land und Leuten unserer großen Union gesehen und habe auch viele sehr schöne Gegenden gesehen, aber eine solche Anzahl von schönen Farmhäusern und wohlgepflegten Farmen in einem Komplex wie um Hillsboro, Goessel, Moundridge, Buhler und Newton herum habe ich noch nicht gefunden, und glaube auch nicht, daß man etwas Aehnliches in den Ver. Staaten finden kann. Auch die Gegend um Medford, Okla., ist, wenn auch noch neu, doch schon eine blühende zu nennen, und ist dort schon eine 160-Acre Farm für $5000 verkauft worden. Medford hat überhaupt viele Privatwohnhäuser, welche $5000 und darüber kosten.

In der Emmausgemeinde fand zur Zeit unseres Weilens in Kansas eine große Hochzeit statt. Zwei der reichsten und prominentesten Familien sind durch die eheliche Verbindung ihrer Kinder sich verwandtschaftlich noch näher getreten, als sie sich früher stets standen. Die Braut war die Tochter von Bruder Eduard Claassen, Aeltester der Emmausgemeinde, und der Bräutigam war mein lieber Freund Johannes, Sohn des allgemein bekannten Bruders Jakob Wiebe, früher Gurken, Westpreußen. Die ganze Gemeinde war zur Hochzeit geladen und ohne Zweifel auch erschienen. Ein furchtbarer Regen verhinderte die Leute am Heimfahren, und so mußten sie eben nolens volens eine Hochzeit nach altem westpreußischem Stile, d. h. bis an den lichten Morgen feiern. Wir wünschen dem jungen Paare Gottes reichsten Segen.

Ein kurzer Besuch beim Aeltesten David Görz in Newton, Kan., belehrte mich, daß dieser Mann wirklich auf selten erreichter Höhe steht und daß sein ganzes Streben dahin geht, seinem Volke zu dienen und mitzuhelfen, unser geistiges Niveau zu heben. Bruder Görz ist ungemein pünktlich, und er ist imstande, mit seinen Büchern über jeden einzigen Dollar Rechenschaft abzulegen, der durch seine Hände geflossen ist, was man leider nicht von allen Leuten sagen kann, welche öffentliche Gelder gehandhabt haben. Solange Bethel College unter der Leitung eines David Görz stehen wird, werden wir an den Erfolg dieser Anstalt glauben. Doch wie es allen hervorragenden Männern bis jetzt ergangen ist, so wird es auch Bruder Görz ergehen; auch er wird mißverstanden, beneidet, angefeindet und wie der gute Mond von kleinen Möpsen angebellt werden.

Mehr als je bin ich jetzt davon überzeugt, daß unter unsern russischen Mennoniten mehr Intelligenz, mehr Energie und mehr nüchternes Christentum und nüchternere Weltanschauungen zu finden sind als unter irgend einer andern Branche unserer Brüderschaft. Unsere Schulen sind die solidesten, unsere Kollekten die größten, und doch drängen sich immer und immer wieder Abenteurer auf, die uns und unsern Sitten in ihrem tiefsten Innern ganz fremd gegenüber stehen, und geben uns zu verstehen, daß wir Russen eigentlich doch nicht recht kompetent seien, unsere eigenen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen und auszuführen. Es ist ja ein edler Zug, wenn unsere russischen Lehrer und Prediger sich nicht gerne hervordrängen, aber gerade Wischlappen in den Händen von fremden Abenteurern wollen wir auch nicht länger sein.

Briefkasten.

Peter Heidebrecht von Inman, Kansas, bittet bekannt zu machen, daß er sich von jetzt an Peter K. Heidebrecht schreibt anstatt Peter Heidebrecht.

H. Borm, Chortitza. — „Im Februar einverstanden." Nur zu.

Ein Fortschritt in der Forstpflege.

Das vom letzten Kongreß errichtete selbständige „Bureau of Forestry" ist nunmehr an die Stelle der untergeordneten Forstabteilung im Bundesackerbau-Departement getreten. Es übernimmt die Verwaltung der 46 Millionen Acres Waldland, die in Form von 38 Reservationen von den Präsidenten Harrison, Cleveland und McKinley beiseite gesetzt worden sind. Nach den Verfügungen des erwähnten Kongreßgesetzes hat das neue Bureau den Forstbestand des Bundes zu schützen und zu vermehren und eine rationelle und systematische Forstkultur anzubahnen.

An der Spitze des wichtigen neuen Regierungs-Bureaus steht Herr Gifford Pinchot, der sich um das Zustandekommen des Planes Verdienste erworben hat und, was die Hauptsache ist, sein Fach gründlich versteht, wie er durch Schriften und an der Spitze der bisherigen Forstabteilung bewiesen hat.

So darf man hoffen, daß die Wälderverwüstung, die schon lange ein Schandfleck für dieses Land war, wenigstens auf der öffentlichen Domäne einer rationellen Forstwirtschaft Platz machen wird. Und wenn Uncle Sam mit gutem Beispiele vorangegangen ist, einem Beispiel, das sich in jeder Beziehung als segensreich und vorteilhaft erweisen wird, dürfte der ersehnte Umschwung in der öffentlichen Meinung, an dem die deutsch-amerikanische Presse seit Jahren arbeitet, bald erfolgen.

Landwirtschaftliches.

Die Ueberwinterung der Gemüse.

Junghans.

Was wir mit Sorge und Schweiß im Laufe des Sommers dem Boden abgerungen haben, darf nicht durch Unachtsamkeit im Herbste verderben. Wir suchen es im frischen Zustande zu erhalten und aufzubewahren, bis zu den gemüsearmen Wintermonaten. Es hat dann doppelten Wert.

Als Grundsatz guter Aufbewahrung und Ueberwinterung gilt, daß alle Gemüse so lange als möglich im Freien bleiben und vollständig „ausreifen" müssen. Im Garten, so lange die Wurzeln in ihrem ursprünglichen Erdreich festgewachsen sind, bleiben alle Gemüse frischer und schmackhafter als in dem allerbesten Ueberwinterungsraume. Erst, wenn stärkere Fröste zu befürchten sind, oder anhaltende Schneeschauer das Verbleiben der Gemüse im Freien gefährden, dürfen wir mit dem Einbringen beginnen. Zu früh eingebrachte Gemüse werden schnell gelb und schlecht. Selbst der erste Schnee, der gewöhnlich nur einige Tage liegt, und leichte Fröste bringen den meisten noch im Freien befindlichen Gemüsen keinerlei Schaden.

Nur die vollkommensten, am meisten ausgewachsenen Stücke werden zur Einwinterung ausgesucht. Die übrigen, kleinen, unvollkommenen, fehlerhaften werden beiseite gelegt zum baldigen Verbrauch, denn es lohnt sich nicht, sie aufzubewahren. Einmal verderben sie leichter, dann aber nützen sie den wertvollen Ueberwinterungsraum nicht so gut aus, wie die besseren Exemplare.

Die Ueberwinterung der Gemüse geschieht teils im Freien, teils in Gruben, hauptsächlich aber in Kellern.

Die Aufbewahrung im Keller ist am sichersten und bequemsten, vorausgesetzt, daß derselbe trocken, tief genug und mit Luftvorrichtungen versehen ist. Ein warmer Keller mit mangelhafter Lüftung eignet sich durchaus nicht zur Ueberwinterung von Gemüse, denn die Wärme reizt zum Wachstum. Die geeignetste Temperatur darin ist die von ungefähr 40 bis 45 Grad. Solange der Gemüsekeller leer steht, muß er ebenfalls fleißig gelüftet werden.

So unerläßlich eine gute Ventilation ist, so notwendig ist auch der Schutz vor dem Eindringen der Kälte. Sobald Gefahr droht, sind alle nach außen führenden Thüren und Oeffnungen gut mit Stroh u. s. w., aber nicht mit frischem Pferdemist zu verwahren.

Da viele Gemüse einen ziemlich starken Geruch verbreiten, so darf dort, wo Gemüse sich befindet, nichts aufbewahrt werden, was leicht Geschmack und Geruch annimmt, beispielsweise Obst, gärender Most oder Wein, oder gar Milch oder Butter. Umgekehrt dürfen aber auch keinerlei Gegenstände, welche stark riechen, zum Beispiel Häring, Käse oder gar Petroleum im Gemüsekeller sich befinden. Dem Gemüse muß ein besonderer, vollständig abgeschlossener Raum zugewiesen werden.

In solchen Räumen müssen Sandbeete angelegt werden, um in dieselben die Gemüse hineinpflanzen oder einschlagen zu können. Solche Beete legt man am besten hinter auf die Kante gestellten Brettern an, die man durch Pfählchen oder darangelegte Steine befestigt. Der Sand muß mindestens einen Fuß hoch aufgeschichtet werden. Ist derselbe trocken geworden, so wird er etwas angefeuchtet. Die hineinzupflanzenden Gemüsesorten müssen bei trockenem Wetter aus dem Lande genommen und ganz unbeschädigt sein. Schadhafte Stellen faulen, wodurch das ganze Beet der Gefahr des Verderbens ausgesetzt wird.

Sehr zweckmäßig ist es, Bänke in dem Gemüsekeller anzubringen, auf denen man Kohlköpfe, Eierpflanzen, Melonen u. s. w. aufbewahren kann.

Sauerkraut.

Zu den schönen Einrichtungen, welche man in deutschen Haushaltungen antrifft, gehört es, daß die Hausfrau sich angelegen sein läßt, beim Herannahen der kalten Jahreszeit für Keller und Küche nach Kräften zu sorgen. Man möchte nicht von der Hand in den Mund leben. Da gilt es, Obst und Gemüse für den Gebrauch im Winter einzumachen. Vor allem ist es das liebe Sauerkraut, das man in keinem deutschen Haushalte entbehren möchte.

Diese schöne deutsche Sitte wird von vielen deutschen Frauen auch auf amerikanischem Boden gehegt und gepflegt. In den meisten deutsch-amerikanischen Haushaltungen auf dem Lande und in den Landstädtchen darf das Faß oder Fäßlein des von „uns Mutting" eigenhändig eingemachten Sauerkrauts im Keller nicht fehlen. Wie es von der Großmutter und Mutter drüben geschah, so will hüben die deutsche Hausfrau das Sauerkraut für den Familiengebrauch selbst bereiten.

Man schlage das Festhalten an derartigen Gebräuchen, die Zeugnis von der Fürsorge deutscher Frauen geben, nicht zu gering an. Es bildet dasselbe immerhin ein nicht zu verachtendes Glied in der Kette, welche uns an deutsche Sitten und deutsches Wesen fesselt. Und dabei wird und will verharren, wer dieselben zu schätzen versteht, wer seinen Kindern dieselben als überaus reiches Erbteil hinterlassen möchte.

Man hat behauptet, der Geruch der Rose würde derselbe sein, auch wenn die Blume einen anderen Namen führte. Zugegeben. Sicher aber ist auch, daß unser Lieblingsgericht unter keinem andern Namen uns so gut munden würde, als unter dem alten, ehrwürdigen, deutschen Namen Sauerkraut. Haben doch die Anglo-Amerikaner, die, zu ihrer Ehre sei es gesagt, wie so manches andere, auch den Genuß des Sauerkrauts von ihren deutschen Mitbürgern lernten, des lieblichen Gerichts wohlklingenden Namen ohne jegliche Veränderung in ihre Sprache aufgenommen.

Wer Sauerkraut einmachen will, wählt kleine Fäßchen. Oder auch ein großes Faß. Steinerne Töpfe, welche im Innern glasiert sind, leisten dieselben Dienste.

Das einzumachende Kraut wird möglichst gut gereinigt und ausgeputzt. Man wählt harte, feste Köpfe. Nachdem der Kopf in zwei Hälften geteilt worden ist, werden die dicken Rippen entfernt. Mittels eines Dreimesserhobels wird das Kraut zu dünnen Fasern zerkleinert.

Auf 20 bis 24 Pfund gehobeltes Kraut rechnet man 1 Pfund grobes Kochsalz. Kraut und Salz werden mit den Händen gut gemengt. Dann wird immer so viel, als man mit 2 Händen fassen kann, ins Faß oder in den Steintopf gethan, erst lose geschüttelt, dann mit der Hand fest gedrückt, bis das Gefäß voll ist. Das Einstampfen mit der Holzkeule ist im höchsten Grade verwerflich. Große Vorsicht muß man anwenden, daß die Räume gleichmäßig ausgedrückt werden. Die kleinste Höhlung schadet sehr viel.

Wenn das Faß nun voll ist, so legt man große, reine saubere Krautblätter darüber. Ein sauberes Stück weißes Zeug bedeckt dann das Ganze. Einen Deckel, der aus drei Stücken besteht, legt man darauf und beschwert ihn mit einem Stein. Nach Verlauf von drei Tagen muß die Brühe bis an den Rand stehen, sogar überlaufen. Ist solches nicht der Fall, so schüttet man etwas Salzwasser nach, bis es genügende Brühe giebt. Dieses Salzwasser bereitet man, indem man eine Unze Salz in einem Quart Wasser auflöst.

Anfangs wird das Sauerkraut alle 4 bis 5 Tage nachgesehen. Der schmutzige Schaum, der sich infolge der Gärung bildet, wird sorgfältig abgeschöpft, das weiße Tuch, der dreiteilige Deckel, der Stein, werden abgenommen und sorgfältig gereinigt. Dann hat man Sorge zu tragen, daß das Kraut stets in der Brühe steht. Fehlt solche, so schüttet man Salzwasser nach, bis das Kraut damit bedeckt ist. Sobald das Krautfaß gefüllt ist, gehört es in den Keller. Auf solche Weise eingemachtes Kraut hält sich, bis es wieder neues giebt. Reinlichkeit beim Einmachen ist dringend zu empfehlen.

(Germania.)

Dauer der Keimfähigkeit und Aufgehezeit gewisser Gemüsesamen.

Die Dauer der Keimfähigkeit der Sämereien hängt zum großen Teile davon ab, wie sie aufbewahrt werden, aber dennoch ist ihr eine Grenze gesetzt und diese ist verschieden, bei manchen Arten nach einem längeren Zeitraum, bei anderen nach einem kürzeren; durch gute, trockene, luftige Aufbewahrung läßt sich die Keimkraft in entsprechendem Maße etwas länger erhalten, wohingegen bei mangelhafter Aufbewahrung dieselbe auch früher als gewöhnlich verloren gehen kann. Zumeist keimen die Samen im ersten Jahre nach der Ernte am sichersten und am schnellsten; in dem nächstfolgenden Jahre vermindert sich die Keimkraft zuerst langsamer und die Samen gebrauchen auch längere Zeit zum Auflaufen; dann vermindert sich die Keimkraft immer mehr, und das gewöhnlich sehr rasch, indem immer weniger Samenkörner zum Keimen kommen.

Die Getreidearten büßen, je nachdem, in drei bis sieben Jahren ihre Keimfähigkeit ein und dasselbe ist auch der Fall bei den meisten anderen Feldgewächsen. Im allgemeinen wird bei diesen immer nur einjährige Saat benutzt, so daß man betreffs der Keimdauer nur wenig in Verlegenheit kommt; bezieht man den Samen von auswärts aus einer Handlung, so sollte man nicht unterlassen, ihn vorher erst auf seine Keimkraft zu prüfen.

Auch bei den Gemüsesamen sollte man ein solches Prüfen nie unterlassen und auch wenn man den Samen selber gebaut hat und deshalb weiß, wie alt er ist; denn je nach dem Grad der Reife, den die Samen erlangt haben und nach der Art und Weise der Aufbewahrung besteht auch hier noch ein Unterschied in der Dauer der Keimkraft. Ich führe hier nun nachstehend die Dauer des Samens der wichtigsten Gemüsearten an, wenn dieser gut reif geerntet wurde und durch Aufbewahrung an feuchten, dumpfigen Orten nicht an seiner Keimfähigkeit verloren hat, und gleichfalls auch die Zeit, die er zum Auflaufen gebraucht, nachdem er unter günstigen Keimungsbedingungen der Erde übergeben wurde.

Namen der Gewächse.	Dauer des Samens. [Jahre]	Aufgehezeit. [Tage]
Bohnen, alle Sorten	5—6	6
Mohrrüben	2—4	10—14
Eichorien	3—4	6—8
Erbsen, alle Sorten	5—7	5—8
Fenchel, Kümmel, Dill	2—4	14
Gurken	5—6	6—8
Kohl, alle Arten; Kohlrüben, Raps, Rettig	4—5	4—6
Kresse	2—3	4
Kürbis	3—5	8
Majoran, Thymian	1—2	8
Mais, alle Sorten	5	8—10
Melone	8—12	6—8
Pastinake, Petersilie, Sellerie	2—3	14
Pfefferkraut	1	5
Ackersalat, Endivien, Salbei	3—4	8
Runkel-, Zucker-, Rote Rüben	3	5—6
Salat	2—4	5—6
Senf	4—5	4—5
Spargel	3	30—60
Spinat	3—6	8
Zwiebeln, Porrö	2	12

Die blaue Milch der Kühe.

Das Blauwerden der Milch kommt ziemlich häufig vor und ist einer der bekanntesten und interessantesten Milchfehler, dessen Beseitigung aber oft sehr schwierig ist, und welcher unter den verschiedensten Umständen vorkommt, so daß die Ursache manchmal nicht genau ermittelt werden kann.

Die Milch ist bei dem Melken, sowohl hinsichtlich ihrer Farbe als sonstigen Beschaffenheit, scheinbar ganz gesund; nach zehn bis zwölf Stunden aber wird der abgesonderte Rahm etwas trüb, und nun bilden sich auf demselben kleine, unregelmäßige, blaue Punkte oder Flecken, welche sich allmählich vergrößern und ineinanderfließen, schließlich die ganze Oberfläche des Rahms einnehmen und auch gegen die Tiefe hin sich ausbreiten. Nicht nur der Rahm, sondern auch die Milch ist dann von der blauen Färbung ergriffen. Stehen die Milchflecken noch einzeln auf dem Rahme, so sind sie gewöhnlich von einem grünlichen Rande umgeben.

Die aus dem Rahm mit vieler Mühe gewonnene Butter hat eine schmutzigweiße Farbe, gewöhnlich auch einen bitterlichen Geschmack; im höheren Grade der Blaufärbung wird die Butter fade und schnell ranzig; die Buttermilch hat eine grünlich blaue Farbe angenommen. Der Genuß der Milch und der Butter wurde bisher für unschädlich gehalten; es liegen jedoch Beobachtungen vor, nach denen bei Menschen infolge des Genusses solcher Milch Vergiftungssymptome, Kopfweh, Schwindel, Uebelkeit eintreten. Es dürfte dies doch zur Vorsicht auffordern, namentlich sollte solche Milch nicht zum Genusse für kleine Kinder verwendet werden.

Auch bei der Verfütternng der blau gefärbten Milch an Kälber und Ferkel hat man Durchfall und Abmagerung und selbst den Eintritt des Todes beobachtet.

Nicht selten ist es, daß nur eine Kuh in einem Stalle solche blaue Milch giebt, während die Milch der anderen in demselben Stalle stehenden und unter denselben Verhältnissen lebenden Kühe vollständig gesund bleibt. Wohl aber bemerkt man ebenso häufig, daß, wenn einmal das Uebel sich zeigt, und die krankhafte Milch nicht in besondere Gefäße und abgesonderten Aufbewahrungsort gebracht wird, die andere, bisher gesunde Milch von dem Blauwerden befallen wird.

Ueber das Entstehen dieser blauen Färbung war man lange Zeit im unklaren; anfangs beschuldigte man den Genuß blau blühender oder einen blauen Farbstoff enthaltender Pflanzen, z. B. Esparsette, Wicken, Schachtelheu und dergl., später wurde durch mikroskopische Untersuchungen nachgewiesen, daß die blaue Färbung durch äußerst kleine Tiere, sogenannte Vibrionen, welche nur bei sehr starker Vergrößerung gesehen werden können, hervorgebracht werde, welche sich rasch vermehren und so die Vergrößerung der blauen Flecke verursachen. Haubner stellte die Ansicht auf, daß das Blauwerden in einem Umsetzungsprozesse bestehe, der durch einen besonderen Gärstoff (Ferment) erzeugt werde. Nach den neuesten Forschungen aber wird das Blauwerden der Milch durch einen sogenannten Spaltpilz erzeugt, welcher lange Stäbchen bildet und identisch ist mit dem von Fuchs entdeckten Vibrionen. Bringt man von der blau gefärbten Milch nur eine kleine Menge unter die gesunde Milch, so wird diese ebenfalls blau. Es hat somit dieser Stoff ganz die Eigenschaften eines fixen Ansteckungsstoffes und es ist daraus erklärlich, daß das Uebel oft schwer zu beseitigen ist. Das Zurückbleiben einer geringen Quantität in den Milchgeschirren erzeugt das Uebel von neuem. Auf die Bildung dieses Pilzes sollen verschiedene Fütterungsfehler (auch Wassermangel) Einfluß haben, z. B. der Genuß von verdorbenem Heu, gefrorenen Kartoffeln oder Rüben, schneller Uebergang von trockener zur Kleefütterung; ferner schwüle Gewitterluft und Verunreinigung der Milch durch die Milchgeräte.

Die Beseitigung dieses Milchfehlers ist, wie schon erwähnt, oft sehr schwierig, da das Zurückbleiben einer geringen Menge des Ansteckungsstoffes (des Fermentes) das Uebel immer wieder von neuem erzeugt. Um diesen Blaustoff also zu vertilgen, ist bei den Milchgerätschaften die größte Reinlichkeit zu beobachten; die Milchgefäße müssen mit siedendem Wasser ausgekocht oder mit heißer Lauge mehrmals sorgfältig gereinigt werden. Die Seihetücher müssen gänzlich entfernt und durch neue Tücher ersetzt werden. Die Aufbewahrungsorte der Milch (Milchkannen oder Milchkeller) müssen fleißig gelüftet und im Sommer kühl erhalten sein; auch das Ausweißen und Ausschwefeln dieser Orte hat sich als zweckmäßig erwiesen. Wichtig ist auch, die Fliegen von solchen Lokalen möglichst abzuhalten, da durch sie der Ansteckungsstoff der blauen Milch auf die gesunde übertragen werden kann.

Um zu ermitteln, von welcher Kuh die blaue Milch herrührt, sind die Kühe abgesondert zu melken und darf dann die blaue Milch nicht mehr zur anderen gebracht werden.

Gleichzeitig ist das Futter zu ändern und wenn man glaubt, daß Verdauungsstörungen der Bildung der blauen Milch zu Grunde liegen, so giebt man innerlich bittere und zusammenziehende (adstringierende) Mittel, z. B. Tormentill, Eichenblätter, Enzian, Wermut Alaun, oder Brechweinstein und Belladonna. Auch einige Gaben von je ½ Unze doppeltkohlensaurem Natron (sodium bicarbonate) in einem Wermutaufguß sind manchmal von gutem Erfolge begleitet. Um die zur Blaufärbung neigende Milch vor dem Blauwerden zu schützen, wird empfohlen, der frisch gemolkenen Milch eine geringe Menge gesunder Buttermilch (1 Kaffeelöffel voll auf ½ Gallone) oder ein paar Tropfen einer schwachen Alaunlösung zuzusetzen, dadurch wird die Säurebildung und das Gerinnen beschleunigt.

Man war früher der Meinung, daß der Häcksel den Tieren um so bekömmlicher wäre, je feiner und kurzer man ihn schneidet, diese Ansicht ist jedoch durch die neueren tierärztlichen Untersuchungen widerlegt worden. Der einzige Vorteil des kurzen Häcksels ist der, daß die Pferde das mit solchem untermischte Futter schneller fressen, als wenn man langen Häcksel verwendet; dieser Vorteil ist aber recht zweifelhafter Natur, da das schnellere Fressen stets auf Kosten der Ausnützung des Futters geschieht. Das für die Verdauung nachteilige schnelle Fressen findet noch mehr statt, wenn zu kurz geschnittener Häcksel mit Wasser und Schrot vermengt wird. — Ein anderer Nachteil des zu kurzen Häcksels ist der, daß er zu wenig Reiz auf die Verdauungsorgane ausübt; er schichtet sich im Blinddarm und Grimmdarm fest und giebt dadurch Veranlassung zu einer gefährlichen Sorte Kolik, der Strohkolik, die nicht selten allen Heilmitteln Trotz bietet.

Zeitereignisse.

Schleys Seite.

Washington, 15. Okt. — Vor der Schleyschen Untersuchungs-Kommission hat jetzt die Darlegung der Seite Schleys begonnen.

Als erster Zeuge wurde heute der Lieut. Commander James H. Sears aufgerufen, der während des spanischen Krieges Flagg-Offizier des Kommodore Schley auf der Brooklyn war. Er gab über die Einzelheiten des Krieges, soweit die Brooklyn dabei in Berührung kommt, eingehende Auskünfte. Ihm folgten andere Offiziere, die damals auf der „Brooklyn" gedient hatten.

Der Admiral Schley hofft, daß das Verhör seiner Zeugen sich nicht über die nächste Woche hinaus erstrecken wird. Er wird als letzter der Zeugen auftreten und bei der Gelegenheit eine Schilderung des Krieges geben, der alle streitigen Punkte aufklärt. Es ist der Vorschlag gemacht worden, die Sache jetzt bereits fallen zu lassen, da das Beweismaterial des Auditeurs sich als durchaus wertlos erwiesen hat. Herr Schley und seine Anwälte stimmen dem aber nicht bei; der Admiral besteht unbedingt darauf, daß seine Seite der Sache gehört werde und daß er selbst Gelegenheit finde, sein Verhalten nach jeder Richtung hin zu rechtfertigen.

Der kubanische Lotse Nunez vervollständigte heute seine gestrigen Aussagen, indem er erklärte, er habe dem Kommodore Schley erklärt, daß die „Brooklyn" zu groß wäre, um in den Hafen von Santiago einzufahren, und er habe weiter gesagt, daß die Bojen entfernt worden wären, welche das Fahrwasser bezeichnet hätten, und daß an ihrer Stelle Torpedos gelegt seien.

Der Commander Sears berichtete über den Zwischenfall mit dem britischen Dampfer „Adula", dessen Kapitän es unternommen hatte, Kundschafterdienste im Hafen von Santiago zu leisten, aber nicht sein Wort eingelöst hatte. Man sei sich deshalb damals über den Aufenthalt der spanischen Flotte im unklaren geblieben.

Ueber die Witterungsverhältnisse während des Aufenthaltes des Fliegenden Geschwaders vor Cienfuegos sagte der Zeuge, daß die See bis zum 27. Mai zu unruhig gewesen wäre, um das Uebernehmen von Kohlen zu gestatten.

Die Entfernung der Schiffe vom Ufer von Santiago gab der Zeuge als drei bis sechs Meilen, je nach der Witterung, an.

Washington, D. C., 18. Okt. — Der Auditeur Lemly versuchte heute die Aussage des Fähnrichs Marble zu erschüttern, der, wie bereits gemeldet, Ohrenzeuge war, als der Kapitän dem Kommodore die irrtümliche Meldung machte, daß die spanische Flotte sich nicht im Hafen von Santiago befände. Der Zeuge blieb aber unerschütterlich.

Der Lieut. Commander Nicholson betrat darauf den Zeugenstand und gab eine Schilderung der Schlacht am 3. Juli, wie er sie als Navigations Offizier der „Oregon" mitgemacht und beobachtet hatte. Die „Oregon" war, nach der Schilderung des Zeugen, schnell kampfbereit und passierte, als sie gegen den Feind vorging, die „Texas" und die „Iowa". Das einzige Schiff, welches der „Oregon" voraus war, war Schleys „Brooklyn". Im weiteren Verlauf des Verhörs schilderte der Zeuge die Jagd auf den „Colon" und gab über die von dem Flaggschiff erteilten Befehl-Signale Auskunft.

Dr. Charles M. de Valin, der den Krieg als Arzt an Bord der „Brooklyn" mitgemacht hat, sprach sich über das Verhalten des Kommodore Schley im Feuer aus und sagte:

„Er war vollständig Herr der Lage."

Georgetown, Ky., 17. Okt. — In dem Prozesse gegen Caleb Powers trat heute Frau Andersen, eine Telegraphistin der Western Union in Barboursville, Ky., auf und sagte über verschiedene Telegramme aus, die von dem Angeklagten abgesandt worden waren. In Depeschen erteilte Powers seinen Vertrauensleuten Instruktionen über die Zahl der nach Frankfort zu entsendenden Leute.

Es heißt hier, daß die Staatsanwaltschaft weder Robert Noakes noch Finley Anderson, welche in dem ersten Prozeß gegen Powers eine große Rolle gespielt hatten, als Zeugen vorladen werde, daß sie aber die Absicht hege, Henry E. Youtsey als Staatszeugen auftreten zu lassen. Der Mann könnte sich durch ein umfassendes Geständnis von lebenslänglicher Zuchthausstrafe retten. Arthur Goebel widerspricht übrigens dem Gerüchte und sagt, daß der Staatsanwalt sich nicht des Zeugnisses Youtseys bedienen würde.

Fräulein Lucy Brock, von der es heißt, daß sie mit Powers verlobt gewesen sei, sagte aus, daß Powers ihr erzählt habe, der Gouverneur Taylor hätte ihm $1000 gegeben, um damit die Gebirgler zu bezahlen, die nach der Stadt gerufen wären.

Der Richter Black aus Barboursville erklärte, daß der Professor J. A. Stevens ihm nach der Ermordung Goebels einen Brief gezeigt habe, in dem es hieß: „Es ist mir zu danken, daß die Leute jetzt disorganisiert sind."

Minneapolis, Minn., 18. Okt. — John Sargent Pillsbury, einer der bekanntesten Bürger Minnesotas, und ehemals Gouverneur des Staates, ist im 73. Lebensjahre an der Brightschen Nierenkrankheit verschieden. Er gehörte der bekannten Großmüller-Familie Pillsbury an und hinterläßt trotz großen Wohltätigkeitsinnes ein bedeutendes Vermögen. Er war stets ein warmer Freund der Staatsuniversität, der er mit einem Kostenaufwande von $150,000 die Aula erbaute, und deren ehemalige Hörer ihm in der Nähe des Gebäudes ein Denkmal errichteten. Seiner Heimatstadt Sutton, N. H., schenkte er $100,000 für ein Asyl für Kinder und Greise. Hier baute er ein Heim für Arbeiterinnen und stiftete kürzlich $75,000 zum Bau einer Bibliothek auf der Ostseite. Er wohnte seit 1853 in Minneapolis.

Tunneleinsturz.

New York, 18. Okt. — Fünfzig Tonnen Gestein stürzten heute in dem Tunnel an der 167. Str. und dem Broadway ein. Etwa 40 Mann waren in der Tiefe an der Arbeit, als das Unglück sich ereignete. Soweit bis jetzt festgestellt werden konnte, haben vier den Tod erlitten.

Das Schicksal der übrigen Leute, die in einer kleinen Kammer von der Außenwelt abgeschlossen sind, wird erst in Erfahrung gebracht werden, wenn die Retter bis zu ihnen vordringen können. Die Verschütteten sind 600 Fuß vom Eingange zum großen Schacht entfernt und 110 Fuß tief unter der Erde. Einige Ingenieure sind der Ansicht, daß die Leute Luft genug haben, um einige Stunden atmen zu können. Man will um den gestürzten Felsen herum einen Weg zu ihnen graben. Um dorthin zu gelangen, müßte ein schmaler Tunnel durch den Schutt gegraben werden, dessen Länge sich jetzt noch nicht einmal schätzungsweise bestimmen läßt.

Die Kontraktoren, die Gebrüder McCabe, können sich den Einsturz nicht erklären. Sie haben den Felsen dort für solides Gestein gehalten.

Brief von Fräulein Stone.

Die entführte Missionarin, Fräulein Ellen M. Stone, mußte, wie eine Meldung des amerikanischen Konsuls Chas. M. Dickinson in Konstantinopel besagt, mit ihrer Leidensgefährtin Frau Tsilka nach der Gefangennahme den Fluß aufwärts bis zum Perin-Berge waten. Dort wurden Fräulein Stone und Frau Tsilka schleunigst den Berg hinauf gebracht, die anderen Gefangenen wurden freigegeben. Kurz vor der Gefangennahme hatte die Bande einem Türken den Schädel mit Gewehrkolben eingeschlagen, damit er nicht verraten könnte, daß sie im Hinterhalt lägen. Die ganze Bande war als türkische Soldaten verkleidet.

In Sofia sind zwei Briefe von den Gefangenen eingetroffen. Der erste war an den Schatzmeister der türkischen Mission in Konstantinopel, Herrn W. W. Peet, gerichtet und lautete:

„Geehrter Freund! Ich schreibe an Sie, um Ihnen mitzuteilen, daß ich am 3. September von einer großen Anzahl Bewaffneter — etliche vierzig — gefangen genommen worden bin, während ich mit etwa 12 Lehrern, Schülern und anderen von Sanska nach Dinmaala reiste.

„Sie haben mich von meiner Begleiterin, Frau Katherine Tsilka, getrennt. Sie haben uns gefangen genommen, um ein Lösegeld zu bekommen. Die Summe, die sie für uns fordern, ist 25,000 türkische Pfund. Diese Summe muß in Gold bezahlt werden und zwar ohne jedes Mitwirken der türkischen oder bulgarischen Regierungen. Die gesetzte Frist ist 18 Tage von heute.

„Der Zustand der Frau Tsilka war für die Feststellung der Frist bestimmend, da sie in drei Monaten ihre Niederkunft erwartet.

„Wir werden von einer türkischen Armee verfolgt. Ich bitte Dr. Haskell, daß er selbst nach Konstantinopel gehen möchte und seinen Einfluß anwenden, daß das Lösegeld in Samakov an Männer ausbezahlt werde, welche eine Anweisung von mir haben.

„Die Leute, welche uns gefangen genommen haben, waren anfänglich freundlich und rücksichtsvoll; aber seitdem türkische Soldaten und Baschi-Bozuks angefangen haben, uns zu verfolgen und da die Bezahlung des Lösegeldes sich verzögert, hat sich unsere Lage sehr geändert.

„Darum bitte ich Sie, die Sendung des geforderten Lösegeldes zu beschleunigen und daß Sie so energisch wie möglich in die türkische Regierung dringen, unsere Verfolgung durch Soldaten und Baschi-Bozuks einzustellen, da wir sonst von den Leuten, in deren Hände wir sind, werden getötet werden. Ich bitte Sie, ohne Verzug den Inhalt dieses Briefes dem Vertreter der Ver. Staaten bei der Pforte mitzuteilen und um seine ernstliche Mitwirkung zu bitten.

„Beten Sie für uns. Wir haben Frieden mit Gott.

„Mit herzlichen Grüßen
Ihre Freundin
Ellen M. Stone."

Bulgarien.

New York, 17. Okt. — Rev. R. Wardlaw Thompson, der Direktor des theologischen Instituts in Sofia, kabelt von Samanov in Bulgarien: Frl. Stone wird auf dem Gipfel eines dicht bewaldeten Berges nahe der türkisch-bulgarischen Grenze gefangen gehalten. Sie hat nur leichte Sommerkleider und ein baumwollenes Kleid. Die Briganten gestatteten ihr nicht, ihr Gepäck mitzunehmen, ließen ihr aber eine Bibel. Der Führer der Bande ist der berüchtigte Boucho aus der bulgarischen Stadt Dubnitza.

Wir meldeten nach Konstantinopel, daß wir als Privatpersonen die Regierung nicht hindern könnten, die Banditen zu verfolgen. Auch sei das geforderte Lösegeld zu groß. Gewöhnlich fordern die Briganten 1000 türkische Pfund und begnügen sich später mit der Hälfte. Eine Antwort ist noch nicht eingetroffen. Die von den Banditen geforderten 25,000 Pfund in Gold würden zwei Pferdelasten ausmachen, was mehr Gold ist, als überhaupt in Bulgarien vorhanden ist. Aber die Räuber verlangen auch türkisches Gold, was man erst von Konstantinopel kommen lassen müßte.

Ich würde das Lösegeld erst bezahlen, nachdem Frl. Stone unverletzt übergeben ist, da die Briganten sie töten könnten, wenn sie das Geld haben. Eine solche That ist bei diesen desperaten Gesellen nicht selten, um unangenehme Zeugen zu beseitigen.

Es wurden zu gleicher Zeit drei Studenten mit Frl. Stone gefangen. Einer derselben erzählte mit großer Entrüstung, daß die Banditen ihm seine Kollegien-Gelder genommen hätten.

Konstantinopel, 17. Okt. — Da von den Missionaren Baird und Haskell, die versuchten, mit Fräulein Stone in Verbindung zu treten, keine Nachricht eingetroffen ist, ist von hier ein dritter Missionar abgereist, um nach ihnen zu forschen.

London, 18. Okt. — Globe meint, daß die Weigerung des amerikanischen Generalkonsuls Dickinson, die von den Briganten für die Freilassung des Frl. Stone verlangte Summe zu bezahlen und seine Forderung, daß die bulgarische Regierung die Führer des mazedonischen Komitees als die wirklichen Urheber der That verhaften solle, die gefährlichsten politischen Verwickelungen herbeiführen könne. Auch werde die Lage der Gefangenen dadurch erheblich verschlimmert.

Türkei.

Konstantinopel, 20. Okt. — Die amerikanische Legation in Konstantinopel ist immer noch ohne Nachricht über den Verbleib der Missionare Baird und Haskell, welche auszogen, um die Briganten zu treffen, welche Frl. Stone entführten, in der Absicht, mit denselben ein Lösegeld zu vereinbaren. Baird soll einer Nachricht zufolge nach Samakov zurückgekehrt sein. Wenn diese Mitteilung auf Wahrheit beruht, so deutet sie das Fehlschlagen des Planes, von der türkischen Seite aus die Briganten zu erreichen, an. Es werden jetzt weitere Versuche gemacht, die Räuber von der bulgarischen Seite aus zu erreichen.

Samoa.

Tutuila, Samoa, 2. Okt. — Der erste Geschworenenprozeß hat hier im verflossenen Monat stattgefunden. Ein amerikanischer Bürger war verhaftet worden, weil er eine Flasche Branntwein, den Anordnungen des Stationskommandanten zuwider, von dem Postdampfer an Land gebracht hatte. Der Mann verlangte die Entscheidung der Anklage durch eine Jury, und diese wurde aus Bürgern der Marine-Station ausgewählt. Die Geschworenen gaben ein „schottisches Verdikt" ab: „Nichtbewiesen".

Die Weißen und die Eingeborenen, welche Land an die Regierung verkauften, machen jetzt Ansprüche für die Entfernung von Gebäuden und die Ausgrabung von Leichen ihrer Vorväter geltend. Es herrscht große Unzufriedenheit darüber, daß die Regierung die Entschädigungen nicht, wie sie das vereinbart hatte, sofort zahlt.

Der Gouverneur von Deutsch-Samoa, Dr. Solf, reist in Monatsfrist in seine Heimat ab, um den Sitzungen des Parlaments beizuwohnen.

Die Nachricht von dem Tode des Präsidenten McKinley hat hier allgemeines Bedauern hervorgerufen, das auch in den deutschen Besitzungen seinen Ausdruck fand.

Südafrika.

Newcastle, Natal, 18. Okt. — Eine große Anzahl Buren befindet sich jetzt bei Pongalobasch und Slangapies, während ein Kommando von 500 Mann eine Stellung südlich von Piet Retief besetzt hält.

General Botha hat sein etwa 2000 Mann zählendes Korps sich nach allen Richtungen zerstreuen lassen. Er selbst ist mit einer kleinen Abteilung nördlich von Retief marschiert. Die Briten versuchen jetzt die Buren bei Pongalobosch in weitem Bogen zu umtreiben.

London, 18. Okt. — Hier glaubt kein Mensch daran, daß es den Briten gelingen werde, Botha zu fangen. Das Land ist schwierig und die landeskundigen Buren sind dort schlecht zu fassen.

Nach dem amtlichen Ausweise befanden sich in den Konzentrationslagern im September 109,418 Weiße und 38,549 Farbige, von ersteren starben in jenem Monate 2411, unter denen sich 1964 Kinder befanden. Von den Farbigen starben 301.

Deutschland.

Berlin, 16. Okt. — Die Festlichkeiten in Verbindung mit der Feier des 80. Geburtstages des Professors Virchow dauern fort. Gestern hielten seine politischen Freunde im Friedrichshain einen Kommers, bei dem Eugen Richter der Hauptredner war. Als Professor Virchow heute in seiner Wohnung besucht wurde, befand er sich geistig sowohl als körperlich in bester Verfassung. Es wird im Kunstgewerbe-Museum eine Ausstellung aller Glückwunschadressen, Diplomas und Medaillen, die dem Jubilar anläßlich der Feier überreicht wurden, stattfinden.

Berlin, 17. Okt. — Die Anhänger der christlichen Wissenschaft betreiben zur Zeit einen schwunghaften Handel mit einem Apparat, welchen sie „Psychoskop" getauft haben und der das Fortleben nach dem Tode sicher und über jeden Zweifel erhaben beweisen soll. Der Preis für dieses spiritistische Wunderinstrument beträgt sechs Mark, und es sind in der kurzen Zeit seiner Existenz schon Tausende von Psychoskopen an die „Gläubigen" gebracht worden. Am Beginn des 20. Jahrhunderts nimmt sich dieses Treiben in dem sonst so „hellen" Berlin doch wohl etwas mehr als seltsam aus.

Der Lärm über die „Fortführung" der astronomischen Instrumente aus Peking hat sich gelegt, nachdem die Regierung durch ihr Anerbieten an China, den Raub wieder herauszurücken, eine Konzession an die allgemeine Volksstimmung gemacht hatte. Die definitive Aufstellung der Instrumente im Park vor dem Orangerie Gebäude zu Potsdam wird erst im nächsten Frühjahr erfolgen, da zuvor noch mancherlei bauliche Schwierigkeiten zu überwinden sind.

Philippinen.

Manila, 16. Okt.—Die Kongreß delegation, die seit einiger Zeit die Philippinen bereiste, trat heute auf dem Transportdampfer „Sheridan" die Heimreise an. Vor der Abfahrt hatten die Mitglieder der Delegation eine Unterredung mit Aguinaldo, der aber sehr zurückhaltend war. Er erklärte, daß der Ausbruch der ersten Feindseligkeiten eine Ueberraschung für ihn gewesen sei und daß alle seine Bemühungen, den Waffenstillstand aufrecht zu erhalten, vergebens gewesen seien.

Ein gewisser Anwalt macht den Versuch, Aguinaldo mittelst eines Habeas Corpus-Verfahrens aus seiner Haft zu befreien. Aguinaldo hat nun an diesen Anwalt geschrieben und demselben mitgeteilt, daß er es vorziehe, ein Gefangener zu bleiben, solange sich noch andere Mitpatrioten im Gefängnisse befinden und für die Sache der Filipinos leiden und solange eine Anzahl Filipinos der Freiheit beraubt werden, die sie so sehnlich wünschen.

Die Zivil- und Militärbehörden lassen den in Hong Kong befindlichen Sixto Lopez scharf überwachen, da sie seine dortige Ankunft als eine Quelle der Gefahr erachten.

Die Philippinen-Kommission hat eine Verfügung erlassen, laut welcher kein Verdächtiger landen darf, ohne erst den Treueid geleistet zu haben. Die Strafe für das Brechen dieses Eides besteht in zweijähriger Gefängnishaft.

Der Teifun, der diese Tage über Manila hinzog, war der schlimmste seit zwanzig Jahren. Der Schiffahrt wurde großer Schaden zugefügt und viele Eingeborene verloren ihr Leben.

Massacre auf Samar.

Manila, 18. Okt.—Fünfhundert Bolomänner griffen eine 46 Mann starke Abteilung des 9. Infanterie-Regiments bei Bangajon am Gandara-Flusse auf der Insel Samar an. Auf amerikanischer Seite waren zehn Tote und sechs Verwundete. Der Rest der Kompagnie traf noch rechtzeitig ein, um ein weiteres Abschlachten unserer Leute zu verhindern. Der Feind wurde zurückgeschlagen. Er ließ mehr als hundert Tote auf dem Platze.

Man glaubt, daß der Feind sich nur zurückgezogen habe, um Verstärkungen zu erwarten. Sobald die Nachricht von dem Treffen in Catbalogan anlangte, wurden zwei Kanonenboote nach dem Schauplatze des Kampfes abgesandt. Der General Smith führt persönlich die Expedition.

Washington, D. C., 18. Okt.—Das Kriegsamt erhielt heute nachmittag folgende kurze Kabel-Depesche des Generals Chaffee über das Gefecht vom Mittwochabend, in welches Teile des 9. Infanterie-Regiments verwickelt waren:

„Manila, 18. Okt.—An den General-Adjutanten Corbin in Washington. Sechsundvierzig Mann der Kompagnie „E" des 9. Regiments der U. S.-Infanterie, Kommandant Oberlieutenant George W. Wallace, welche im unteren Candaru, Samar, stationiert waren, wurden am 16. Oktober von 400 Bolo-Leuten angegriffen. Wir hatten 10 Tote; sechs sind verwundet. Die Namen sind hier noch nicht bekannt. Der Feind ließ 81 Tote auf dem Gefechtsfelde zurück und wurde zurückgetrieben. (Gez.) Chaffee."

Manila, 20. Oktober. — Infolge der Wachsamkeit des Lieutenants Thomas M. Baines jr. vom 9. Infantrie-Regiment ist ein weiteres Massacre amerikanischer Truppen durch Insurgenten verhütet. Es scheint, daß Lieutenant Baines den Plan entdeckte, das Gefängnis in Carbiga auf der Insel Samar durch ein in der Mauer angebrachtes Loch mit Bolomännern zu füllen, dann die Wache und schließlich die Garnison niederzumetzeln. Es wurde festgestellt, daß der Urheber dieses Planes ein Priester und der Präsident der Provinz sind. Beide befinden sich jetzt nebst anderen hervorragenden Personen im Gefängnis. Aehnliche Verschwörungen sind in Bambujan und anderen Punkten auf Samar entdeckt worden. Auch in Verbindung mit diesen Anschlägen wurden eine Anzahl Personen verhaftet.

Es werden jetzt eiligst Verstärkungen nach Samar gesandt. Auf dem Kreuzer „New York" sind bereits 330 Marinesoldaten nach der Insel abgefahren und zwei Bataillone des 12. Infanterie-Regiments folgen ohne Verzug.

Amerikanische Offiziere, die aus Provinzen, die man für pacifiziert hielt, in Manila angekommen sind, melden, daß die neulichen Schlappen der Amerikaner mit Windeseile in jenen Provinzen bekannt wurden.

Die Truppen auf Samar sind auf weitere Kämpfe gefaßt. Es sollen jetzt außerordentliche Anstrengungen gemacht werden, den dortigen Insurgentenführer General Lukban gefangen zu nehmen. Bereits haben die Operationen zu diesem Zwecke begonnen.

Der General Lucana, der sich im letzten Mai den Amerikanern ergab, hat sich bei dem General Chaffee beschwert, daß die Bedingungen, unter denen er und seine Leute sich seiner Zeit ergaben, nicht respektiert werden. Er wies ein Dokument vor, das von ihm und dem General Funston unterschrieben ist, in welchem ihm und seinen Leuten Straflosigkeit für alle früher begangenen allfälligen Verletzungen der Gesetze der Kriegsführung zugesichert wird. Seit dieses Dokument ausgefertigt wurde, sind mehrere Offiziere Lucanas wegen Tötung amerikanischer Offiziere zum Tode verurteilt worden. General Funston sagt, daß bei der Uebergabe er dem General Lacuna nur mündlich zu verstehen gegeben habe, daß das Töten von amerikanischen Gefangenen nicht unter die Bestimmungen des Dokuments komme. Lacuna giebt zu, daß etwas Derartiges besprochen wurde, behauptet aber, daß betreffs dieser Angelegenheit kein spezielles Abkommen getroffen wurde und verlangt daher, daß das schriftliche Abkommen gelten soll.

Frankreich.

Toulon, 15. Okt.—Als der Graf de la Vaulx heute von seiner verfehlten Luftfahrt über das Mittelländische Meer hier eintraf, entschuldigte er das Mißlingen seines Versuchs damit, daß das Wetter gestern nicht günstig genug für die Fahrt gewesen sei. Ein steifer Ostwind habe den Ballon beständig der spanischen Küste zu getrieben und es habe außerdem stark geregnet. Man habe nebstdem das Licht des St. Laurenter Leuchtturms wahrgenommen und befürchtet, an das Ufer getrieben zu werden. Die Fahrt sei aus diesem Grunde aufgegeben worden, und man habe dem Kreuzer „Du Chayla", welcher den Ballon begleitete, signalisiert, daß man an Bord genommen werden wolle. Der Ballon habe beim Abstieg nur sehr unbedeutenden Schaden gelitten und die Passagiere sowie die physikalischen Instrumente seien ohne Schaden davongekommen. Die Reise nahm im ganzen 42 Stunden in Anspruch.

Afghanistan.

Simla, 15. Okt. — In Afghanistan ist alles ruhig. Beim Begräbnis des verstorbenen Emirs erklärte der erste Kadi, daß der Verstorbene nicht begraben werden könne, bevor nicht der neue Kadi die Nachfolge angetreten habe. Er wand darauf den Turban um Habib Ullahs Haupt und begrüßte ihn als Emir. Dieser erklärte in einer Ansprache, daß er das Reich seines Vaters ungeschmälert erhalten und mit Großbritannien in Freundschaft leben wolle.

Simla, 15. Okt.—Der Vizekönig, Lord Curzon of Kedleston, hat den neuen Emir von Afghanistan anerkannt und ihm das Beileid und die Glückwünsche des Königs Edward übermittelt.

Großbritannien.

London, 20. Okt. — Es ist keine Kleinigkeit, Nachrichten über den Krieg in Südafrika zu bekommen. Aber so mager die Nachrichten auch sind, das geht doch daraus hervor, daß Gen. Botha, der Oberbefehlshaber der Buren, wieder einmal entwischt ist, und daß in der Kapkolonie General French nichts weiter bezweckt hat, als die Buren auf dem Trab zu halten. Und in England nimmt die Erbitterung zu, und es vergeht kaum ein Tag ohne einen bitteren, grimmigen Angriff auf das Kriegsamt. Namentlich richtet sich auch die Kritik gegen die Unterrocks-Wirtschaft bei Besetzung von militärischen Stellen. Besonders laut sind die Stimmen gegen solche Mißwirtschaft geworden, seitdem ein Kabinettsminister in einer Versammlung seiner eigenen Partei erklärt hat: „Wir müssen dem System ein Ende machen, wonach Gesellschaftsdamen bei den Beförderungen ein Wort zu reden haben." Diese Erklärung kam gerade, nachdem der Kriegssekretär Brodrick einen Brief, der den Zustand der Armee daheim und in der Ferne in den rosigsten Farben geschildert hatte, und welcher auch vorübergehend beruhigend gewirkt hatte.

Argentinien.

Buenos Ayres, 18. Okt. — Schon im April protestierte die Regierung gegen den Bau von Straßen und Brücken, die Chile in dem von beiden Republiken beanspruchten Territorium anlegt. Die Chilenen dagegen behaupten, daß die argentinischen Truppen Cerra Palique bei Ultima Esperanza besetzt haben, das ebenfalls in jenem Gebiete liegt.

Leipzig, 20. Okt. — Der gestern hier eröffnete Kongreß, dessen Zweck es ist, Mittel und Wege zur Beseitigung des Duellunfugs zu finden, hat ein Komitee ernannt, dessen Aufgabe es ist, eine energische Agitation gegen das Duellieren zu entfachen. Dem Komitee gehöre der Prinz an. In der heutigen Sitzung wurde auch die Hoffnung ausgesprochen, daß Kaiser Wilhelm die Bewegung unterstützen werde.

Noch nie dagewesen.

Anderson, Ind., 20. Okt. — Zum ersten Male in der Geschichte des amer. Eisenbahnwesens hat sich der Fall ereignet, daß der Betrieb einer Eisenbahn unter dem Cooperativplan erfolgt. Die betreffende Eisenbahn ist die Chicago und Southeastern. Vor 18 Tagen streikten die Angestellten der Bahn, weil ihnen ihr rückständiger Lohn nicht ausbezahlt wurde. Die Gesellschaft versuchte ihr Bestes, die Leute zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen, aber ohne Erfolg. Die Angestellten bestanden auf der Auszahlung ihres rückständigen Lohnes als Bedingung der Wiederaufnahme der Arbeit. Da die Gesellschaft aber kein Geld zur Verfügung hat, so machte sie den Streikern den Vorschlag, einen Schatzmeister aus ihrer Mitte zu ernennen und dann die Bahn wieder in Betrieb zu setzen. Jeder Cent des zu vereinnahmenden Geldes soll zur Bezahlung der rückständigen Gehälter verwendet werden. Die Streiker nahmen diese Bedingung an, und gestern nachmittag wurde der Bahnbetrieb wieder aufgenommen. Der bekannte Chicagoer Rechtsanwalt Harry Crawford ist der Haupteigentümer der Bahn.

(Jll. Staatzt.)

Marktbericht.

Getreidemarkt.

Freitag, den 18. Oktober 1901.

Chicago, Jll.

Cash.	
Weizen, No. 2 rot	71 —
" No. 3 rot	70½—
Korn, No. 2	56 —
" No. 2 gelb	57 —
Hafer, No. 2	36 —

Minneapolis, Minn.

Cash.	
Weizen, No. 2 nördl	66½—
Mehl, Second Patents	

Duluth, Minn.

Weizen, No. 2 nördl	66½—

Kansas City, Mo.

Cash.	
Weizen, No. 1 hart	
" No. 2 rot	71 —
Korn, No. 2 gem Cash	58½— 59
Hafer, No. 2 weiß	38½—

Viehmarkt.

Chicago, Jll.

Rindvieh.	
Mittelmäßige Stiere	\$5.35—5.85
Kühe, mittelmäßige	3.10—4 60
Kälber, beste	5.75—6.25
Schweine.	
Beste und ordinäre von mehr als 245 Pfd. Durchschnittsgewicht	\$6.40—6.60
Do. durcheinander	2.75—5.40

Kansas City, Mo.

Rindvieh.	
Stiere, einheimische	5.00—6.40
Texas-Stiere	2.70—3.60
Schweine.	
Schwere	6.35—6.45

Personen, die als Agenten für die Rundschau in Rußland fungieren möchten, sind gebeten, sich zu melden. Bis jetzt haben sich gemeldet:

Peter Jantzen, Gnadenfeld.
H. Borm, Chortitz.
Jakob Enns, Sofiewsky Sawod.
Isaak Born, Lichtfelde.
Peter Rogalsky, Nikolajewka (Memrik).
Heinrich Plett, Alexanderfeld (Sogradofka).
P. Kroecker, Wassiljewka, St. Barwenkawo.
Alexander Stieda, Riga.
Johann Nickel, New York, Gouv. Ekaterinoslaw.
Heinrich Thiessen, Melitopol.